

Baltische Monatschrift.

Sechsdreißigster Jahrgang.

Inhalt:

Vizekanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin. Von Professor J. Engelmann	199
für Wenige. Erinnerungen an Edith Rahden. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von E. M.	227
Unser Wald	244
Das Baltische Dichterbuch. Von H. D.	245
Ueber die älteste Verfassung Rigas. Eine Anzeige von C. Mettig	252

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Reval.
Franz Kluge.
1894.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
H. v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

Unser Bismarck

VON

C. W. Allers.

[12]—6.

14 Lieferungen à 1 Rbl. 20 Kop.

Der Schöpfer des berühmt gewordenen Prachtwerkes „Fürst Bismarck in Friedrichsruh“ bietet hier ein neues Werk, zu dem er lange gesammelt hat und das alle Vorzüge der so ansprechenden Allers'schen Darstellungsweise mit seiner lebenswahren und gemüthvollen Auffassung in sich zu vereinigen verspricht.

Bestellungen nimmt entgegen

Riga.

N. Kymmels Buchhandlung.

[12]—7.

Die Buchhandlung L. Hoerschelmann

Riga, Weberstraße Nr. 6,

empfiehlt sich zur Lieferung

in- und ausländischer Bücher und Zeitschriften,
neu und antiquarisch.

Auf Wunsch bibliographische Auskünfte, Ansichtsendungen,
Probenummern von Zeitschriften etc.

Günstigste Bezugsbedingungen für auswärtige Käufer.

Kataloge gratis — schnellste Besorgung — Porto zu Selbstkosten.

Vice-Kanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin.¹⁾

Das nun ausgestorbene Geschlecht der Grafen Panin hat in der Geschichte Rußlands am Ende des vorigen und beim Beginn dieses Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

In den Annalen der russischen Geschichte wird eines Panin zuerst im Jahre 1530 erwähnt: im Feldzuge gegen das tatarische Zarthum Kasan wird ein Wassili Panin erschlagen. Aus der Regierungszeit Iwan des Schrecklichen wird um das Jahr 1572 unter den Dienstleuten dreier Panin erwähnt. Im Jahre 1626 unter dem Zaren Michael Fedorowitsch wird ein Nikita Fedorowitsch Panin erwähnt. Das Geschlecht war allmählig in die Reihen der höheren Dienstklassen aufgestiegen. Der Sohn dieses Panin gehört schon zu den Dumnje Dworäne und ist als solcher Mitglied des Bojarenraths unter dem Zaren Alexei Michailowitsch. Unter dem Zaren Fedor ist ein Panin Stolnik — etwa Kammerherr. Seine Söhne Andrei und Iwan dienen unter Peters Regierung in der Armee. Beide erlangen den Generalsrang und der letztere ist unter Anna Senator. Dieser Iwan Wassiljewitsch Panin (1673—1736) ist der Vater der Gebrüder Panin, die unter der Kaiserin Katharina II. eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der ältere, Nikita Iwanowitsch (1718—1783) als Staatsmann und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Der jüngere Peter Iwanowitsch (1720—1789) als Militär: er hat im 7jährigen Kriege sich ausgezeichnet, Bender erstürmt, im Türkenkriege Lorbeeren errungen und

¹⁾ Vorstehende Darstellung basiert auf den von Herrn Professor Dr. H. Brückner herausgegebenen: *Материалы для жизнеописания графа Никиты Петровича Панина 1770—1837*, т. I—VII. СПб. 1888—1892.

66.014

200

Vice-Kanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin.

schließlich dem Pugatschew'schen Aufstande ein Ende gemacht. Die angesehene Stellung, der rechtliche Charakter des Aelteren, veranlaßten die Kaiserin Elisabeth ihn zum Erzieher des Großfürsten Paul zu ernennen. Als unter den höheren Staatsmännern sich während der schwankenden Regierung Peters III. die Ueberzeugung verbreitete, es könne in dieser halt- und tactlosen Weise nicht weiter gehen, sprach N. J. Panin sich für Einsetzung einer Regentschaft bis zur Volljährigkeit seines Zöglings, des Thronfolgers Großfürsten Paul aus. Freilich, der vollendeten Thatsache der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina mußte er sich fügen. Wie erwähnt war er unter ihrer Regierung bis zu seinem Tode Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Er war fein gebildet und von vollendeten Formen. Im Jahre 1767 wurden die Brüder in den Grafenstand erhoben. Peter Swanowitsch Panin war eine rauhe kriegerische Natur, aber von tiefem Gefühl. Er heirathete in zweiter Ehe Marie Wendel, ein Hoffräulein der Kaiserin Elisabeth. Sie war eine energische, aber sehr aufbrausende Natur, die sich in der Heftigkeit leicht zur Härte fortreißen ließ, was sie dann später beklagte und beweinte¹⁾. Die ersten Kinder scheinen bald gestorben zu sein. Nikita wurde am 17. April 1770 in Charkow an demselben Tage geboren, an dem die Armee, die sein Vater commandirte, in den Türkenkrieg aufbrach. Soldat mit Leib und Seele, verstand es sich für Peter Panin von selbst, daß sein Sohn Soldat werde. So schrieb er der Kaiserin, daß ihm ein Sohn und ihr ein Soldat geboren worden sei, den er ihrer Obhut empfehle. Katharina antwortete in der ihr eigenen lebenswürdigen Weise:

„Aus ihrem Briefe vom 18. April habe ich ersehen, daß Gott ihnen einen Sohn bescheert hat, zu dem ich ihnen Glück wünsche und da sie ihn mir anvertrauen, so will ich gleich mit meiner Fürsorge beginnen und ihn so rasch als möglich auf den Weg zum Ruhme bringen, indem ich ihm Gelegenheit gebe, ohne Zeitverlust das Kriegshandwerk zu erlernen. Ich befehle ihnen hierdurch, ihm zu eröffnen, daß er zum Cornet des Regiments Leibgarde zu Pferde ernannt ist und hoffe, daß sie nicht unterlassen werden, ihm dieselben Gefühle gegen das Vaterland und gegen mich einzusflößen, die sie stets durch ihre Thaten zu beweisen bestrebt gewesen sind.“

Im Alter von fünf Jahren verlor Nikita seine Mutter. Der Vater entschloß sich schweren Herzens, die Erziehung seines letzten Sohnes

¹⁾ In ihren Briefen zeigt sich viel Natürlichkeit und ein gewisser derber Humor.

seinem Bruder zu übertragen, in dessen Hause Nikita 8 Jahre bis zum Tode des Grafen im Jahre 1783 erzogen wurde. Dann kehrte er zum Vater zurück, der ihn in die Verwaltung seiner Güter einführte, obwohl er erst 13 Jahre alt war. Man sieht, er hatte früh Gelegenheit selbständig zu werden und sich Menschenkenntniß zu erwerben.

Sein Vater war bestrebt ihn mit Leuten von Herz und Geist in Beziehung zu setzen, so mit seinem Vetter dem Fürsten M. B. Kurakin. Obwohl 18 Jahre älter, ward dieser der Vertraute des jungen Panin. Eine ausführliche Correspondenz wurde zwischen beiden geführt: Panins Briefe enthielten oft Abhandlungen über gelesene Bücher oder politische Fragen, eine Art zwangloser Cursus in Briefen über Literatur und Politik.

In jeder Beziehung für die Ausbildung seines Sohnes sorgend, verlor der Graf seinen ursprünglichen Plan, ihn die militärische Carriere einschlagen zu lassen, nicht aus den Augen. Als ein Conflict mit Schweden drohte und der Großfürst, dessen Vertrauen Graf Peter Panin genoß, am Feldzuge Theil nehmen sollte, erbat er von der Kaiserin die Erlaubniß für seinen Sohn, den Feldzug in Finnland mitzumachen. So brachte er ihn in die militärische Laufbahn und näherte ihn dem Großfürsten. Graf Peter Panin, 68 Jahr alt, lebte damals auf seinen Gütern. Auf der Reise zur Armee nach Wiborg wurde der junge Panin der Kaiserin und der Großfürstin vorgestellt, auch dafür hatte der Vater gesorgt. Die Aufnahme war eine sehr gnädige. Die Briefe des greisen Vaters sind ein rührendes Zeugniß seiner innigen Liebe und seiner umsichtigen Fürsorge. Seiner Zeit hatte der alte Graf sein Leben nicht geschont, vielmehr wo es galt in die Schanze geschlagen. Auch dem Sohn giebt er seinen Segen zum Kampf für's Vaterland, der Pflicht und der Ehre möge er stets folgen; seine Befürchtungen für dessen Leben hüllt er in den Wunsch zum Winter ihn wieder bei sich zu sehen. Als der junge Panin die Armee erreichte, waren die ersten Treffen bereits vorüber und die in der schwedischen Armee ausgebrochene Verschwörung, der Bund von Anjala, zwang Schweden einen Waffenstillstand abzuschließen, den Vorläufer des Friedens von Werelä (1790 14. August).

Die Briefe des jungen Panin an seinen Vater aus jener Zeit sind nicht erhalten; aus den Antworten des Vaters geht jedoch hervor, daß er das Vertrauen des Großfürsten genoß, der ihn übrigens schon aus der Zeit kannte, wo Nikita im Hause seines Oheims erzogen wurde. Aus anderen Quellen wissen wir, daß der Großfürst bei der Armee sich in einer

sehr peinlichen Lage befand: auf Befehl der Kaiserin wurden ihm die wichtigsten Fragen verheimlicht. Als er das erfuhr, zog er sich völlig von der Leitung zurück und verließ bald darauf das Heer.

Panins militärische Laufbahn hatte, wie wir sahen und wie es damals bei vornehmen, der Kaiserin nahestehenden Familien üblich war, in der Wiege begonnen, mit 18 Jahren war er Brigadier — ein Rang der zwischen dem des Obristen und des Generalmajors stand — sein erster Feldzug dauerte etwa 5 Wochen und verlief sehr bequem. Die guten Beziehungen zum Großfürsten dauerten fort, als Kammerjunker hatte Panin seinen Dienst auch am großfürstlichen Hofe zu verrichten. Als er zu seinem Vater nach Moskau ging, begann der Großfürst eine vertrauliche Correspondenz mit ihm, von der sich jedoch nur einige Briefe des Großfürsten erhalten haben.

Bei der Rückkehr zu seinem Vater nach Moskau hatte Panin die Absicht ausgesprochen den Türkenkrieg mitzumachen und sollte auf des Vaters Rath Taktik und Strategie studieren, allein er studirte, wie das im Leben eben kommt, gar zu sehr in den schönen Augen der jugendlichen Gräfin Sophie Orlow, der jüngsten Tochter des jüngsten der fünf Brüder Orlow, Wladimir, und verlobte sich mit ihr. Er war 18 und seine Braut 15 Jahre alt. Da die Panin und ihre Verwandtschaft zum jungen Hof hielten und als Parteigänger des Großfürsten galten, so erregte diese Verlobung großes Aufsehen. Sein Vetter Kurakin erklärte dem Großfürsten, er sei außer sich über diese Partie und suchte durch einen ausführlichen Brief die Großfürstin milde zu stimmen, indem er darlegte wie Alles unverhofft und unerwartet gekommen sei. Der junge Graf zeigte seine Verlobung selbst dem großfürstlichen Paare an und erhielt sehr gnädige Handschreiben. Auf das großfürstliche Paar machte übrigens diese Verlobung keinen ungünstigen Eindruck. Die Correspondenz ging im früheren intimen Tone fort.

Der alte Panin war entzückt über die Verlobung, ebenso sehr die Orlow. Sehr zufrieden war auch die Kaiserin, die auf die Bitte des Grafen Alexei Orlow sofort ihre Einwilligung gab. Nach altrussischer Etikette durften Personen, die Zutritt zum Hofe hatten nur mit Einwilligung des Monarchen heirathen.

Im März hatte die Verlobung stattgefunden, am 16. April starb der alte Panin: ein Schlagfluß endete sein Leben im 69. Jahre. Aus dem Nachlaß seines Vaters sandte der junge Graf dem Großfürsten einen

Packen Papiere, offenbar die Correspondenz des Großfürsten mit seinem Vater, was große Zufriedenheit hervorrief. Die Beileidschreiben des Großfürsten und der Großfürstin waren sehr gnädig abgefaßt und zeugten von großer Freundschaft.

Der junge Graf liebte seine Braut innig, das bezeugen seine Briefe, einen etwas sonderbaren Eindruck macht nur der erste. Seine 15jährige Braut hatte die Correspondenz mit einem rührend einfachen, natürlichen Brief eröffnet und erhält darauf ein feierliches Schreiben, mit vollem Titel und förmlicher Rede und als Inhalt Stilregeln für Briefe, durch die man seine Kenntnisse und sein Urtheil, seine Grundsätze und seine Moral ausbildet und vervollkommet. In den anderen Briefen giebt er sich übrigens ganz natürlich. Wenn wir uns erinnern, daß er einen großen Theil seiner Ausbildung seiner eingehenden und sorgfältigen Correspondenz mit seinem Vetter Kurakin verdankte, so erscheint dieser Brief weniger sonderbar. In allzugroßem Eifer wollte der jugendliche Weise seine Braut möglichst rasch der Bildung und Urtheilskraft, die er sich durch solche Correspondenz erworben hatte, theilhaftig machen.

Die Hochzeit fand am 9. Jan. 1790 statt, das junge Paar verlebte ein Jahr zum Theil in Moskau, zum Theil auf den Gütern. Während dieser ganzen Zeit ging die Correspondenz mit dem Großfürsten in der alten vertrauten Weise fort. Am 22. März 1791 wurde Panin sein erster Sohn geboren. Im selben Jahre siedelte er mit seiner jungen Frau nach Petersburg über.

So sehr Graf Panin bestrebt war sich die Huld und Gewogenheit des Großfürsten zu erhalten, so kannte er doch keine Compromisse mit seinem Gewissen und war unbeugsam, in dem was Pflicht und Ehre geboten. So kam es zu einem Conflict mit dem Großfürsten, der die weitreichendsten Folgen hatte. Ueber Ursachen und Art des Zerwürfnisses giebt folgender Brief Panins vom Jahre 1799 an den Grafen Ssemen Woronzow, Botschafter in London, Auskunft.

„En 1791 je vins m'établir à Pétersbourg, pour y faire mon service de gentilhomme de la chambre. Je ne trouvai plus dans la famille impériale l'heureuse union et la concorde, dont j'avais eu le bonheur d'être le témoin à mon retour de l'armée. La Nélidoff régnait déjà; la grande-duchesse, aujourd'hui impératrice, était abandonnée, maltraitée, méprisée par tous ceux qui voulaient faire la cour. Je ne suivis point cet exemple. Ma conduite devait dé-

plaire. Le grand-duc employa d'abord les caresses, ensuite la froideur, puis les menaces pour me mettre dans le nombre des adorateurs de son idole. Les caresses ne me séduisirent pas, les menaces ne purent m'intimider. On se servit alors de discours insidieux et métaphoriques pour me faire comprendre que la bienveillance du prince serait le prix futur d'une obéissance aveugle à ce qu'on exigeait de moi, c'est-à-dire respect pour la Nélidoff, mépris pour la grande-duchesse. Je répondis que je ne comprenais rien au langage mystique, et la colère redoubla. Comme toutes les insinuations me venaient par une voie indirecte et par l'entremise de gens très-méprisables, je demandai une explication au grand-duc. Elle me fut accordée, et elle me perdit entièrement dans son esprit. Il m'est impossible de confier à la plume tout ce qui s'est passé dans cette entrevue, qui eut lieu au mois d'août 1791; mais il me suffira de vous dire que ma résistance m'attira de la propre bouche de l'Empereur ces mots foudroyants: Le chemin que vous tenez, monsieur, ne peut vous conduire qu'à la fenêtre ou à la porte. Je répondis que je ne m'écarterais pas de celui de l'honneur, et je me retirai du cabinet sans attendre ce signe de tête des princes qui veut dire: allez vous-en“.

„Feue l'impératrice Cathérine II, informée des violences qu'on exerçait contre moi, me nomma alors maître des cérémonies pour me mettre hors de la portée de semblables incartades. Le grand-duc s'imagina que j'avais recherché cette place, et ce soupçon augmenta son animosité contre moi, je ne sais trop par quelle raison. N'ayant plus de prétexte de ma maltraiter, il fit retomber sur ma soeur tout le poids de sa colère, et à un grand bal à la cour il l'a fait sortir de ses appartements, sous prétexte qu'elle n'était pas sur la liste, tandis qu'elle avait été invitée en son nom.“

Der Brief schließt: „Die Kaiserin, die mich mit ihrem Wohlwollen beehrte, ernannte mich zum Oberceremonienmeister (1793) und nach einander zum Minister in Neapel und zum Gesandten im Haag. Jede dieser Beförderungen reizte den Großfürsten, weil er nicht gefragt worden war. Der Fürst Repn in der um diese Zeit nach Petersburg kam, suchte den Großfürsten gnädig gegen mich zu stimmen, wie es schien mit Erfolg, man bewilligte mir sogar eine besondere Audienz; aber bald darauf überwog wieder der alte Groll. Mit dem Beginn des Jahres 1795 wurde Holland (von den Franzosen)

eingenommen, und da ich auf diese Mission nicht weiter rechnen konnte, erlangte ich von der Kaiserin das Versprechen, ich würde die erste vacante Stelle (als Gesandter) erhalten, und den Befehl, daß ich von allen auswärtigen Angelegenheiten auf dem Laufenden gehalten würde und mir alle Depeschen mitgetheilt werden sollten. Ich verwandte also meine freie Zeit sehr nützlich, als die Kaiserin auf den Gedanken kam, mich zum Fürsten Repnin als dessen Gehilfen zu senden. Ich that Alles was ich konnte um diese Sendung abzuwenden, aber vergebens. Nun hat ich in der Armee verwandt zu werden. Man ernannte mich zum Generalmajor und zum Gouverneur von Litauen. Ich habe dieses Amt 18 Monate bekleidet, eine Brigade kommandirt und einen besonderen Auftrag in der Grenzregulirungs-Commission erfüllt.“

Generalgouverneur des neu erworbenen Gebietes, war ein naher Verwandter und Freund seines Vaters, der Fürst Repnin. Panin war plötzlich Brigade-General geworden und hatte sich mit Verwaltungssachen zu befassen. Freilich interessirte ihn weder das Militärwesen noch die innere Verwaltung, er strebte mit ganzer Seele nach diplomatischer Thätigkeit. Glücklicher Weise gab es solche Beschäftigung in der Grenzcommission, wo er die Verhandlungen mit den preußischen Commissaren über die Feststellung der Grenze zu führen hatte. In diesen Verhandlungen zeigte er diplomatisches Geschick, es gelang ihm dieselben in kurzer Zeit zu Ende zu führen, trotz seiner Jugend bewies er große Selbständigkeit, die dem Fürsten Repnin nicht ganz genehm war, doch hatte das keinen Einfluß auf ihre gegenseitigen Beziehungen, wie aus ihrem vertrauten Briefwechsel hervorgeht. Unmittelbar nach Abschluß der Grenzconvention begab sich Panin auf Urlaub nach Petersburg, um eine Verwendung im diplomatischen Dienste zu suchen. Er wurde in das Collegium des Auswärtigen als Glied berufen. Es war die Zeit wo Gustav IV. als Graf von Haga in Petersburg war und die Verhandlungen über die Verlobung des Königs mit der Großfürstin Alexandra geführt wurden.

Die Kaiserin ließ Panin den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel anbieten, doch lehnte er ab. Ueber seine weiteren Schicksale schreibt er in jenem bereits erwähnten Briefe:

„Für den Dienst in der Grenzcommission erhielt ich den Annenstern und da der Großfürst diese Verleihung der Kaiserin mit einem gnädigen Handschreiben begleitete, glaubte ich Sein Wohlwollen wieder erlangt zu haben; allein diese Hoffnung war eine Illusion, denn nach meiner Rückkehr nach Petersburg wurde ich mit derselben Härte wie bisher behandelt,

vielleicht weil die Kaiserin äußerst gütig gegen mich war. Beim Tode dieser großen Herrscherin stand ich im Dienst als Generalmajor unter dem Oberbefehl des Fürsten Repnin, war aber seit einem halben Jahr am Hofe. Der neue Kaiser ließ auf alle Welt einen Gnadenregen fallen, nur nicht auf mich: ich wurde zum Chef eines Dragonerregiments ernannt. Da ich ja nur pro forma Militär war und das Commando eines Regiments, zumal nach dem neuen Reglement, unmöglich übernehmen konnte, wollte ich um meine Verabschiedung einkommen: aber die Kaiserin und der Fürst Repnin hielten mich zurück. Letzterer schlug von sich aus dem Kaiser vor, mich im diplomatischen Dienste zu verwenden. Das Gesuch wurde angenommen und ich zum Mitgliede des Collegiums des Auswärtigen ernannt. Es vergingen 8 Tage, dann erschien die Ernennung, sie enthielt eine Degradation, da ich zum wirklichen Staatsrath umbenannt wurde. Da mit diesem Range die Kammerherrenwürde nicht vereinbar war, wollte ich den R.-H.-Schlüssel in die Hände Sr. Majestät zurücklegen. Allein der Fürst Repnin kam mir zuvor und fragte den Kaiser, ob es nicht vergessen worden sei, daß ich bereits seit 4 Jahren den Kammerherrnschlüssel trage. Nun erschien ein neuer Befehl: dem wirklichen Kammerherrn Grafen Panin befehlen wir drittes Glied des Collegiums des Auswärtigen Amtes zu sein — als ob ich nie Militär gewesen wäre. Das Kriegs-Collegium wurde gar nicht benachrichtigt, so daß ich einen Monat hindurch noch immer Befehle in Bezug auf mein Regiment erhielt. Noch eins: beim Tode meines Onkels hatte sich eine Schuld von 320,000 Rbl. angehäuft, in Folge der Ausgaben zu denen seine Stellung ihn zwang, sowie seiner Wohlthätigkeit. Der Großfürst wußte das, er wußte wie schwer es meinem Vater gefallen war, einen Theil dieser Schuld zu bezahlen. Er war ent-rüstet, daß die Kaiserin die Schuld nicht übernahm und versprach meinem Vater feierlich, bei seiner Thronbesteigung werde er die Schuld bezahlen. Mein Vater starb 1789 und hinterließ mir noch 180,000 Rbl. zu bezahlen. Diese Schuld nahm mir 15,000 Rbl. Einnahmen und zwang mich neue Schulden zu machen. Ich habe nichts gebeten und werde nichts bitten, aber die Zerrüttung meines Vermögens wird mich zwingen den Dienst zu verlassen.“

Zu diesen Aufregungen kam ein schmerzlicher Verlust. Wir haben schon erwähnt, daß seine Ehe eine glückliche war; keine Wolke hat den Himmel derselben getrübt; sie war mit Kindern gesegnet, aber die Eltern hatten den Schmerz, innerhalb dreier Wochen drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, an einer ansteckenden Krankheit zu verlieren.

Zur Krönung mußte Panin nach Moskau. Ohnehin Festlichkeiten abgeneigt, mußten sie ihn in seiner peinlichen Lage und bei seinem schweren Kummer über den Verlust der Kinder niederdrücken. Sein einziger Trost waren die Briefe seiner Frau.

Er schreibt: „Ich habe viel zu arbeiten und das wird noch lange dauern. Hinderte mich das nicht am Brieffschreiben, so wäre es mir ganz recht als Grund mich einzuschließen. Man belagert mich und ich bin am liebsten allein mit meinem Kummer. Die Thränen die meine Trauer mir erpreßt, erleichtern meine Seele. Die Küsse die ich auf Dein geliebtes Bildniß drücke sind mir Genuß. Ich sage mir dann: murre nicht gegen die Schickungen des Ewigen, sie haben dir das theuerste Gut doch gelassen . . . Ja meine angebetete Freundin, wenn ich Dich überzeugen kann, wie sehr ich Dich liebe, so werde ich noch einmal glücklich werden. Diese Mauern sind die Zeugen meiner Schwüre gewesen und der ersten Regungen meiner Liebe. Alles vergegenwärtigt mir unsern Verlust. Oft erdulde ich Martern. Wenn ich das geahnt hätte, ich hätte eine andere Wohnung gewählt. Verzeihe mir, daß ich Deinen Schmerz wieder aufrege. Sprechen wir von etwas Anderem.“

Aus dieser Zeit sind Aeußerungen über ihn erhalten:

Die den Grafen persönlich gekannt haben, erinnern sich seiner hohen, feinen Figur und seines edlen Anstandes. Dichte Brauen gaben seinen großen Augen einen besonders hellen Glanz.

Dr. Hodgerson, ein sehr angesehener Arzt, schrieb über ihn an den Grafen S. Woronzow: „Er ist ein hervorragender junger Mann, von reinsten Sitten, von festen Grundsätzen, kenntnißreich, arbeitsam; in Gestalt, Manieren und der Art sich zu geben, erinnert er weder an seinen Vater, noch an seine Mutter, noch an seinen Onkel. Seine Frau ist eine sehr gute Person, sie leben exemplarisch mit einander.“

„Der junge Panin ist ein Mann von Verdienst, aber er steht sehr schlecht beim Kaiser. Als der Hof nach Moskau aufbrach, blieb er zurück, um die Sachen seines Collegiums zu expediren. Als er nach Moskau kam wurde er zwei Mal an einem Tage mit dem Wagen umgeworfen, es war der reine Zufall, daß er nicht getödtet wurde. Alles dies hat keinen Eindruck gemacht. Man verzeiht nie, daß er sich widersetzt hat, d. h. daß zur Zeit, wo man mit der Kaiserin schlecht stand, der junge Mann damals 20 Jahre sich weigerte zu kränken, was der Kaiser die andere Partei nannte. Er hat viel Verstand, feste Grundsätze, schreibt französisch

wie ein Engel und russisch, besitzt aber ein linksches Außere. Er wird eine Stellung in der Diplomatie nachsuchen, wenn Kotschubei zurückkehrt. Er hat mir gesagt, daß er jede annehmen werde, mit Ausnahme der in Berlin, die er verabscheut. Er ist fest in den guten Grundsätzen." (Soll heißen Gegner der Revolution.)

Ueber seine Thätigkeit in Moskau schreibt Panin (in einem Brief an Woronzow):

„Sechs Monate dauerte meine Thätigkeit hier in den äußeren Angelegenheiten. Ich hatte die auswärtige Correspondenz zu führen und die des Kaisers mit den gekrönten Häuptern. Fürst Besborodko behandelte mich mit großer Nachsicht. Der Kaiser sagte ihm wiederholt, daß er von meinen Arbeiten befriedigt sei und doch zeigt er sein Uebelwollen so sehr, daß er niemals ein Wort an mich richtete.“

Hier in Moskau schien sein Glück eine neue Wendung zu nehmen. Er schreibt darüber seiner Gemahlin am 23. April 1797:

„Endlich kann ich mein Herz erleichtern, meine angebetete Freundin, und Alles was mich bewegt in Deines ausschütten. Was hat es mich nicht gekostet, Dich von gleichgiltigen Dingen zu unterhalten, während ich doch Dir ein Ereigniß anzuvertrauen hatte, welches von so großem Interesse für uns war. Ich mußte die süßeste Gewohnheit meiner Seele gewaltsam unterdrücken, die mit meiner Sophie Alles zu theilen was die Vorsehung mir schickt in Gutem und Bösem. Ich mußte etwas verheimlichen vor der, die ein so großes Recht darauf hat, auf dem Grunde meines Herzens meine geheimsten Gedanken zu lesen. Die Pflicht fesselte meine Feder. Du wirst mich beklagen, aber nicht verurtheilen, theuere Sophie. Höre mich und wisse vor Allem, daß das Resultat unsere baldige Vereinigung sein wird.“

Am Tage nach meiner Ankunft dahier und einige Stunden nach meinem Sturz, von dem ich Dir schrieb, empfangen ich ein Billet des Fürsten Repnin, mit der Einladung, ihn in wichtiger, mich betreffender Sache aufzusuchen. Ich eile und erfahre, daß der Kaiser beschlossen hat, zwei Vertrauenspersonen zu geheimen Verhandlungen nach Deutschland zu senden und den Fürsten Repnin und mich in's Auge gefaßt habe; daß wir zusammen abreisen und uns in Berlin trennen sollen, ich habe den Befehl dort zu bleiben, während der Marschall sich zum römischen Kaiser begiebt. Indem er mir diese unerwartete Bestimmung mittheilte, fügte er hinzu, daß er fühle, wie sehr sie mir bei meiner jetzigen trüben Stimmung lästig

sein müsse, doch er hoffe, ich werde mich nicht den noch viel schlimmeren Folgen einer Weigerung aussetzen. Ich wollte eben antworten, da fuhr er fort, es sei die Kaiserin, die mich vorgeschlagen habe, damit der Herr mich kennen lerne und ich Gelegenheit habe, mich in seiner Gunst wiederherzustellen, daß sie nicht zweifle, daß ich ihre Erwartungen rechtfertigen werde und daß der geringste Anschein des Widerwillens von meiner Seite ihr Wohlwollen und ihre Protection wirkungslos machen würde. Wenn es möglich ist, theuere Sophie, rege Dich nicht auf, ehe Du urtheilest, höre meine Beichte und verurtheile mich dann. Mein erster Gedanke war an Dich, meine angebetete Freundin, er zerriß mir das Herz. Der zweite: daß der Dienst, den man von mir verlangte, zum Nutzen der Menschheit beitragen könne. Ich unterwarf mich und nahm an in der Hoffnung, daß wir uns bald vereinigen könnten.

Die folgenden Tage gaben die Folgen meines Sturzes mit dem Wagen mir den Vorwand mein Zimmer zu hüten. Ich benutzte das um der Abreise in Begleitung des Fürsten Repnin zu entgehen. Meine Absicht war, einige Tage nach ihm abzureisen, einen Umweg zu machen, um das Vergnügen zu haben Dir selbst meine Bestimmung mitzutheilen, Deinen Entschluß zu erfahren und wenn Deine Gesundheit das gestattete, Dich mit mir zu nehmen. Das meinte ich, theuerste Freundin, als ich schrieb, ich hoffe in 14 Tagen in Deinen Armen zu sein. Ich sah kein Hinderniß — aber ich täuschte mich. Der Himmel hat es nicht gewollt, daß ich das Glück hätte, Dich vor meiner Abreise wiederzusehen. Man hat es nicht gestattet. Ich bin reisefertig und breche in nächster Woche auf. Ich war durch diesen harten Befehl so bestürzt, daß ich drei Tage wie benommen umher ging, ohne die Fähigkeit zu denken oder zu handeln. Ich war der Verzweiflung nahe, ich machte mir Vorwürfe angenommen zu haben, Gewissensbiß quälten mich. Die Erinnerung an Alles das, was Du für mich gethan, an Deine Tugenden, an Dein Engelherz entzog mich endlich diesem elenden Zustande. Ich sagte mir: Sophie kann mir das Glück wiedergeben; wenn ein Opfer gebracht werden muß, so wird sie den Muth haben es zu bringen. Dieser Hoffnungsstrahl hat mir die Ruhe wiedergegeben. Ich lege mein Schicksal in die Hand des geliebtesten Weibes, der zärtlichsten Freundin, und ich zögere nicht, offen zu sagen, was ich von ihrer Liebe zu erwarten wage. Wir müssen uns vereinigen, theure Sophie, ich kann ohne Dich nicht leben, wie Du bei meiner Abwesenheit untröstlich bist. Berlin ist zu weit, in Wilna oder Warschau könnte

unser Rendezvous sein. In letzterer Stadt muß ich mich einige Tage aufhalten, weil ich den König von Preußen daselbst finde, am 21. Mai soll er dort eintreffen. Wilna wäre für mich kein Umweg, aber ich weiß nicht ob ich dahin kommen werde. Wie und mit wem diese Reise unternehmen? wirst Du mich fragen. Es muß ausgesprochen werden: ich glaube, daß die Kinder uns eine Last sein würden, die Reise würde verlangsamt und wir könnten uns verfehlen. Meine Meinung ist, Du bittest Mama die Kinder zu übernehmen, um so mehr da aller Wahrscheinlichkeit nach, meine Abwesenheit nur 5—6 Monate dauern wird. Wenn noch andere Gründe nöthig wären, so würde ich sagen, eine Entfernung vom Orte der Trauer kann nur wohlthätig auf Dich wirken. Das Bestreben mich zu erreichen, die Bewegung, die Luftveränderung, Klima, Alles wird dazu beitragen Deinen Schmerz zu mildern und Dich zu erleichtern, endlich haben Reisen immer einen Reiz für Dich gehabt. Die sechs Wochen sind ja abgelaufen (die Gräfin war kurz vor der Abreise ihres Mannes niedergekommen) und ich habe das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, um zu glauben, daß sie Deine Gesundheit erhalten wird, weil die geringste Schädigung derselben mich tödtlich treffen würde. Ich hoffe, daß die Ansichten Deiner theueren Eltern, in Einklang seien mit meinen heißen Wünschen, meinen dringenden Ansuchen, mit meinen zärtlichen Bitten . . .

Wenn irgend etwas Dich hindern sollte vor dem 25. in Warschau zu sein, müßtest Du schon nach Berlin gehen . . . Es wäre unnütz in Berlin eigene Wirthschaft zu führen, es muß so wenig wie möglich Bagage und Gefolge mitgenommen werden.

Mit Entzücken erfüllt mich der Gedanke Dich bald wiederzusehen und dann nie, nie mehr mich von Dir zu trennen.

Bivollier unterbricht mich um mich zu malen — wird das Portrait vor der Abreise fertig, so sende ich es, wo nicht, so erhält Du es aus meiner Hand.

Den 28. April.

Gute Nachrichten! Herrliche Nachrichten! Meine angebetete Freundin! Dank dem barmherzigen Himmel, umarme mich! Von der Reise nach Berlin ist keine Rede mehr. In einigen Tagen eile ich in Deine Arme. Die Nachricht, daß die Präliminarien zwischen Oesterreich und Frankreich unterzeichnet sind, macht die Verhandlungen, die mir aufgetragen waren, unnütz.

Der Kaiser fährt den 3., die Kaiserin den Tag darauf — sobald als möglich folge ich.

Dieser Brief zeigt den Charakter des Grafen deutlicher als Selbstbekenntnisse: schwarzsehend, überall wo es sich um eigene Angelegenheiten handelte, während er die verwickeltsten politischen Fragen klar überschaute. Die Sendung nach Deutschland schien ihm ein Opfer, während er sie als Befreiung aus peinlicher Lage hätte ansehen müssen. Das Verlangen an seine Frau unmittelbar nach überstandenen Wochen eine Reise zu unternehmen, nachdem sie soeben drei Kinder verloren, das übrig gebliebene und das Neugeborene zu verlassen, zeigt daß er bei aller Liebe vorherrschend an sich dachte, die Hindernisse, die Andere fanden, kamen ihm gering vor. Auf Alles was ihn betraf, legte er großes Gewicht; z. B. verletzte es ihn daß er in Gesellschaft der Aerzte Rogerson und Beck, zum Geheimrath ernannt wurde, daß der dem Dienst nach jüngere Kotschubei, zum Mitglied des Collegiums des Aeußeren ernannt wurde. Er schreibt:

„Lektères hat meine Geduld erschöpft und ich erklärte offen dem Fürsten Besborodko, daß mir die Kraft versage, im Collegium weiter zu arbeiten, jeden Posten im Auslande würde ich vorziehen, mit Ausnahme von Berlin, wegen der Verderbtheit des Hofes.“ (Es war die Zeit der Haugwitz und Consorten.)

Der Kanzler versprach mir die Botschaft in Schweden oder Oesterreich. Von meiner Ernennung nach Schweden war schon die Rede, da verletzte ein Handschreiben König Gustavs den Kaiser, es wurde beschlossen für Stockholm einen Chargé d’Affaires zu ernennen.

Bald darauf rief eine Depeſche unseres Gesandten in Berlin Kolytschew die Unzufriedenheit Sr. Majestät hervor. Die Abberufung dieses Ministers wurde beschlossen und ich ernannt, „ohne gefragt zu sein“.

Das Wahrscheinlichste dürfte wohl sein, daß die wiederholt und auch schriftlich abgegebene Erklärung Panins, er wolle auf keinen Fall an den Berliner Hof, dem Kaiser wohl bekannt war, daß er aber deswegen ernannt wurde.

Panin schreibt weiter: „Ich erhielt diese Nachricht zu meinem größten Verdruß und mein Schmerz war um so größer, als man mir Mittheilung machte von der schimpflichen Verhandlung die ich mit Caillard führen sollte. Alle meine Vorstellungen waren fruchtlos, ich mußte gehorchen.“ Mit der Kaiserin führte er unterdeß eine vertrauliche Correspondenz fort; er versorgte sie mit politischen Nachrichten und sie rieth ihm, da der Kaiser sich bei einer Krankheit, die Panin befallen hatte, mit Theilnahme nach ihm

erkundigt hatte, ihm zu schreiben, wie sehr dieses Zeichen der Theilnahme ihn glücklich mache. Ob er den Rath befolgt hat, wissen wir nicht.

Dagegen erfahren wir, daß er eigensinnig seine Stellung als Glied des Collegiums festhalten wollte, weil sonst die Sendung nach Berlin eine Degradation sei. Daß solche Aeußerungen nicht günstig auf den Kaiser wirken mußten, wenn sie ihm hinterbracht wurden, liegt auf der Hand. Außerdem lag es in Panins Interesse aus Petersburg fortzukommen, wo er immer dem Kaiser vor Augen war und durch seine unbeugsame steife Figur an seinen kühnen Troß erinnerte.

Im Publikum und seitens der Diplomatie wurde diese Ernennung, da man Panin's royalistische und antirevolutionäre Gesinnung kannte, als ein Zeichen beginnender Freundschaft gegen Preußen und energischer Action gegen die Revolution aufgefaßt. Seinen Grundsätzen nach, die bei ihm, wie wir wissen, unerschütterlich feststanden, war er ein Gegner der Revolution und der französischen Republik, deren Bekämpfung im Interesse des monarchischen Prinzips ihm Ehrensache war. Sein Urtheil von der Verderbtheit des damaligen preussischen Hofes basirt hauptsächlich darauf, daß er ihm Unzuverlässigkeit Frankreich gegenüber vorwarf. Ebenso nannte er die Verhandlungen mit dem Chargé d'Affaires der französischen Republik in Berlin Caillard schimpflich, nicht etwa weil Rußland sich ungünstigen Bedingungen unterwerfen sollte, sondern weil er wie Pitt es für schmachvoll hielt mit einer Republik, die die rohe Gewalt proclamirte, überhaupt in Unterhandlungen einzutreten.

So unzufrieden Panin mit seiner Ernennung auch war, durch diese Ernennung wurde ihm Gelegenheit gegeben als Diplomat in der großen Politik thätig zu sein, und seine Begabung für dieselbe zu beweisen.

Die 2 Jahre, die er dort verbrachte können als die für ihn befriedigendsten seines Lebens angesehen werden. 27 Jahre alt, als Gesandter des Kaisers von Rußland eine hervorragende und angesehenen Stellung einnehmend, erhielt er Gelegenheit seine angeborene große, durch sorgfältige Vorbereitung ausgebildete Begabung für diplomatische Verhandlungen glänzend zu bethätigen. Seine Charaktereigenthümlichkeiten, seine Leidenschaftslosigkeit, das Ueberwiegen der Verstandesthätigkeit, sein fester Wille, seine verbindlichen Formen, sein feiner Tact, seine unerschütterliche Ruhe, seine packende Logik, seine schlagfertige Ausdrucksweise und gewandte Beherrschung der Sprache waren die geeigneten Mittel dazu. Seine Depeschen und oft umfangreichen Denkschriften sind meisterhaft abgefaßt und beweisen seine diplomatische

Begabung und sein treffendes Urtheil. Sie machten den allergünstigsten Eindruck auf den Kaiser, sie erinnerten in nichts an seine unbeugsame Festigkeit und verwischten so den ungünstigen Eindruck den seine Persönlichkeit auf ihn gemacht hatte.

Panin hatte den ihm widerwärtigen Auftrag erhalten, durch Verhandlungen mit Caillard eine Annäherung zwischen Rußland und der französischen Republik anzubahnen. Er hatte seine Zeit in Petersburg, als ihm auf Befehl Katharinen's alle auswärtigen Depeschen und das Archiv des Auswärtigen zugänglich gemacht worden waren, so gut benutzt, daß er die europäischen Angelegenheiten mit Sicherheit überschaute. Er hatte die Handlungsweise der Republik so genau studirt, daß es für ihn nicht zweifelhaft war, eine Annäherung an die gewaltsame, rücksichtslose, keine Tradition achtende Republik würde Rußland bald in eine seinen wahren Interessen wenig entsprechende Lage bringen, es allen anderen Mächten gegenüber compromittiren und seine Isolirung würde schließlich im französischen Interesse ausgebeutet werden. Daß er Recht hatte, haben die Thatfachen bald genug erwiesen. Er war von der Richtigkeit seiner Anschauungen so überzeugt, daß er fest entschlossen war, Alles zu thun die Annäherung zu vermeiden, vielmehr eine Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen.

Er hatte den Auftrag eine Annäherung anzubahnen, aber seine Instruction war widerspruchsvoll: es sollte eine „Friedensurkunde“ zur Wiederherstellung des früheren guten Einvernehmens errichtet werden, jedoch die früheren Handels- und politischen Beziehungen sollten nicht wieder aufgenommen, gegenseitige Gesandtschaften nicht errichtet werden, d. h. der Kaiser wollte wohl Frieden, aber keine Annäherung an die Republik. Graf Panin handelte also ganz im Sinne seiner Instruction und hatte dabei die wahren Interessen Rußlands im Auge, wenn er eine kühle Zurückhaltung beobachtete und die Sache an sich herankommen ließ. Auf Caillards Wunsch empfing er ihn, doch erwiderte er seinen Besuch nicht, die späteren Verhandlungen fanden auf vereinbarten Begegnungen im Thiergarten statt. Seine meisterhaft geschriebenen Berichte an den Kaiser waren so eingehend, daß die Regierung vollkommene Einsicht in sein Verfahren hatte und ihm weiteres Entgegenkommen vorschreiben konnte, aber sein Verhalten hatte eben die volle Zustimmung des Kaisers. Bald bestätigte sich auch Panins Befürchtung von der rücksichtslosen Gewaltthätigkeit des Directoriums: der russische Generalconsul auf Zante wurde ohne jeden gesetzlichen Grund verhaftet und gewaltsam nach Korfu gebracht. Jetzt

befahl der Kaiser die Beziehungen zu Caillard abzubrechen. Man hat (in neuester Zeit) mit Unrecht behauptet, Panin habe gegen seine Instruction, gegen die Absichten seiner Regierung gehandelt, es mache einen sonderbaren Eindruck, daß ein Gesandter seine Zufriedenheit darüber ausdrücke, daß der ihm gewordene Auftrag nicht erfüllt werde. Panin hat von vornherein klarer und richtiger gesehen als die, die ihm den Auftrag gaben, sein Verfahren war seinem Auftraggeber von Phase zu Phase, bis in alle Einzelheiten genau bekannt, erhielt dessen Billigung und die Thatfachen haben die Richtigkeit seiner Auffassung der Lage und der Unzuträglichkeit eines Bundes mit der Republik bestätigt.

Nach einiger Zeit, nachdem er Verhandlungen mit Ludwig XVIII. geführt hatte, in Folge deren letzterer Subsidien von Rußland erhielt und ihm Schloß Jever zum Aufenthalt angeboten wurde, erhielt er den Auftrag, wieder mit Caillard anzuknüpfen. Er machte auf den Widerspruch aufmerksam, in den die Regierung mit sich selbst treten würde, wenn sie mit der Republik verhandeln und Ludwig XVIII. unterstütze. Auch diesmal wurde seine Anschauung, daß man mit Frankreich kein Bündniß schließen könne, durch Thatfachen bestätigt. Außerdem verstand er es durch einen geheimen Kanal — d. h. durch Bestechung — sich Abschrift von Caillards Correspondenz und so dem Kaiser Einblick in die eigentlichen Absichten der französischen Politik zu verschaffen. Er bewies, daß die Republik, während sie ein Bündniß mit Rußland suche, den Polen die Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit verspreche; er wußte dem Kaiser genaue Nachrichten über die Verhandlungen auf dem Congreß zu Rastadt zu verschaffen, wo der Uebermuth und die Unerfättlichkeit der französischen Forderungen grell hervortraten. Diese geheimen Kanäle kosteten dem Grafen Panin viel Geld, es gelang aber, dem Kaiser den Beweis von den wahren Absichten der französischen Republik zu führen und ihn über den Charakter der französischen Staatsmänner aufzuklären. Aus Caillards Berichten an das Directorium konnte er den Ausspruch mittheilen, daß Kaiser Paul selbst nicht wisse was er wolle und daß bei ihm ordre und contreordre häufig einander folgten, und andere spöttische Bemerkungen. Dazu kam, daß Bonaparte auf dem Zuge nach Aegypten, Malta einnahm. Die Ersetzung des gemäßigten Caillard durch den Abbé Sieyes, den „Königsmörder“ (Frühjahr 1798) und dessen tactloses Verhalten, gaben Panin noch mehr Gelegenheit, die Unvereinbarkeit des französischen Verfahrens mit den russischen Interessen in's Licht zu stellen.

Wir können hier nicht auf den reichen Inhalt der Depeschen Panins aus Berlin weiter eingehen, sie geben eine eingehende lebensvolle Schilderung der Verhältnisse am Berliner Hof in den letzten Tagen Friedrich Wilhelm II. und in den ersten Friedrich Wilhelm III.

Mit seinen Berichten und seiner Thätigkeit war der Kaiser sehr zufrieden, aber bei den geringsten Anlässen trat seine Abneigung sofort schroff hervor; meist erwies es sich, daß Panin an diesen Anlässen völlig unschuldig war und correct gehandelt hatte.

Im Frühjahr 1798 erklärte Kaiser Paul sich bereit, energisch gegen Frankreich und die Revolution vorzugehen, wenn Preußen der Coalition beiträte, doch gelang es Panin nicht, die preussische Regierung dazu zu bestimmen. Preußen verlangte, zunächst müsse seine Stellung in Deutschland sicher gestellt sein. Kaiser Paul sollte die Vermittelung eines Ausgleiches zwischen Oesterreich und Preußen übernehmen. In Preußen wünschte man Panin mit dieser Aufgabe betraut zu sehen. Es wurde jedoch der Fürst Nepnin als außerordentlicher Botschafter, mit dieser Aufgabe betraut, was Panin tief verletzte. Der Versuch mißglückte, ebenso wie Panins eigene Bemühungen. Der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen war zu tief gewurzelt und die Leiter des Staats zu wenig geeignet diese Lebensfrage zum Abschluß zu bringen.

Bisher war Fürst Kurakin Vicekanzler gewesen, von jeher ein vertrauter Freund Panins war es ihm gelungen zu verhindern, daß die Unzufriedenheit des Kaisers mit Panin größere Dimensionen und harte Formen annahm. Ende 1798 fiel Kurakin in Ungnade, wurde seiner Aemter enthoben und auf seine Güter verbannt. Auch Fürst Nepnin erbat und erhielt seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück. Kotschubei wurde zum Vicekanzler ernannt und Kostoptschins Einfluß wuchs, er war der kommende Mann. Panin war sehr unzufrieden mit Kotschubeis Ernennung, ihn quälte sein Ehrgeiz, da Kotschubei jünger im Dienste war als er. Graf S. Woronzow, der russische Botschafter in London, drang in Panin nicht seinen Abschied zu nehmen: „Schätzen Sie sich glücklich, daß Sie fern von unserem Vaterlande sind, dem Sie doch nicht helfen könnten. Was mich betrifft, so würde ich den bescheidenen Posten eines Consuls in Lübeck, der Stellung des Großkanzlers in Petersburg vorziehen.“

Zunächst setzte Panin seine Thätigkeit in Berlin fort. Einen warmen Freund und thätigen Unterstützer auf politischem Gebiet, gewann er am

neuen englischen Gesandten, Thomas Granville, dem Bruder des englischen Premierministers.

Der zweite Coalitionskrieg gegen Frankreich war ausgebrochen.

Außer England nahmen Oesterreich und Rußland an demselben Theil. Die Oesterreicher siegten bei Stockach und Suworows Siegeszug in Oberitalien begann. Jetzt wurde von Panin und Granville noch einmal der Versuch gemacht, Preußen zum Beitritt zu bewegen, doch vergeblich. Panin der sehr bestimmt aufgetreten war brach die Verhandlung ab, verließ Berlin und ging nach Carlsbad. Sein Verfahren erhielt die volle Billigung des Kaisers. Er erhielt Anfang 1798 den Alexander-Newski-Orden.

Fest seine Hauptaufgabe den Kampf gegen die Revolution und das revolutionäre Frankreich verfolgend, hatte er doch seine Augen überall: er entlarvte Abenteuerer, die sich in russische Dienste drängten, überwachte das Treiben der französischen Agenten, die die Revolution in anderen Ländern und speciell in Rußland verbreiten wollten, entdeckte ein Complot gegen das Leben König Friedrich Wilhelm III. Seine umfaßende Thätigkeit, seine Kenntnisse, seine Umsicht und sein Tact erwarben ihm die Bewunderung aller Staatsmänner, die mit ihm in Berührung kamen. Graf S. Woronzow schreibt: „Ich bewundere immer mehr und mehr Ihre Umsicht. Lord Granville's Bruder preist sich glücklich, daß er mit Ihnen gemeinsam handeln kann, Lord Granville selbst hört nicht auf von der Achtung und Bewunderung zu sprechen, die ihm Ihre Haltung einflöße“. „Ihre Depeschen sind Ihrer würdig: Umsicht, richtiges Urtheil, Klarheit, Alles vorgesehen, richtig beurtheilt, klar dargestellt, so schreiben Sie“. In anderen Briefen: „Ich kann diesen Brief nicht schließen ohne Ihnen zu danken, daß sie sich entschlossen haben im Dienste zu bleiben. Ich freue mich für mein Vaterland, daß ihm ein Mann erhalten bleibt, in dem Ehrenhaftigkeit mit der größten Begabung vereinigt sind.“

Im Juli wurde Panin abgerufen, der Gesandtschaftsposten in Berlin sollte eingehen. Panin hoffte einige Zeit sich erholen zu können, erhielt jedoch plötzlich ein Rescript des Kaisers, das ihn als Nachfolger Rotschubei's nach Petersburg berief.

Wie diese Ernennung zu Stande kam ist schwer festzustellen: entweder hatten die Berichte des Grafen, aus denen die politische Gesamtlage stets klar und deutlich hervortrat, im Kaiser selbst den Wunsch rege gemacht einen solchen Mann und dessen orientirende Darstellungen stets bei der Hand zu haben, oder die Initiative ging vom Grafen Kostoptschin aus,

der jetzt das Vertrauen des Kaisers besaß und die Leitung der äußeren Politik in der Hand hatte, ohne die genügenden Kenntnisse zu besitzen und dem es daher erwünscht sein mußte, einen solchen Gehilfen zu erhalten. Das letztere ist nicht unwahrscheinlich, weil in der ersten Zeit die Aeußerungen Kostoptschins über den Grafen Panin sehr günstig lauten, ferner weil er selbst dem Grafen S. Woronzow, dem der Posten des Kanzlers angeboten worden war Panin als Gehilfen empfohlen hatte. „Man kann nicht gewandter sein als er,“ schrieb er. Woronzow lehnte aus Klugheit ab, ebenso empfahl er Panin, aus Gesundheitsrückichten sich als Gesandten in ein milderes Klima versetzen zu lassen. Panin scheint diesen Rath befolgt zu haben, aber die Ungnade erreichte ihn früher, als er Gelegenheit fand den Plan auszuführen. Unter der Regierung des Kaisers Paul wechselten die hohen Staatsbeamten rasch. Mit dem Wechsel war oft Ungnade und Verbannung auf die Güter verbunden.

Kaiser Paul verlangte blinden und freudigen, überzeugten Gehorsam für jeden seiner wechselnden Befehle. Da war ein so selbstbewußter, eisern an seinen Grundsätzen festhaltender Character wie Panin nicht geeignet seine Gunst zu erlangen, schon seine äußere steife Haltung, in der sich sein Selbstbewußtsein und seine Würde aussprach, mußte abstoßen wie sie später den Fürsten Czartoryski abstießen, dem Panins Frau ihren Mann vergeblich zu nähern suchte.

Seine ganze äußere Art und Weise zu sein, mußte den Kaiser reizen, um so mehr die Entschlossenheit in nichts von seinen Grundsätzen abzuweichen, sie zu vertreten und geltend zu machen. Bei solch einem Character mußte er der Person des Kaisers fern bleiben, gelang es ihm nicht, so war eine Katastrophe unvermeidlich. Wie wir sehen werden, wurde sie noch durch Kostoptschin vorbereitet und verschärft. Zuerst, wie gesagt, zeigt Kostoptschin sich freundlich und entgegenkommend. Dagegen zeigte sich sofort die Antipathie des Kaisers. Trotz Kotschubeis und Kostoptschins Bemühungen verschob er die Ernennung Panins zum Vicekanzler 3 Monate hindurch, obwohl Panin bereits die Verhandlungen mit den Gesandten, sowohl den fremden in Petersburg als den russischen an fremden Höfen, leitete und seine in Berlin begonnenen Bemühungen die Coalition gegen das revolutionäre Frankreich zu Stande zu bringen energisch fortsetzte. Panin meinte dieses Verschieben ginge von Kostoptschin aus, der zuerst für sich durch Kutajssow die Kanzler-Würde oder doch die erste Stelle im Ministerium erlangen wollte. Ueber seine persönliche Stellung schreibt er seiner Frau: „ich bin in der

günstigen Lage Eines der nichts erbittet, den man berufen hat, ohne daß er intrigürt oder um Protection nachgesucht hätte und der kaltblütig erwartet, was man aus ihm machen werde“. Er schildert ferner mit welcher Höflichkeit Kostoptschin ihm begegnete und wie er erröthete als im Gespräch über die politische Lage sich seine völlige Unkenntniß derselben herausstellte. In diesem Vorfall haben wir wohl den Beginn der Feindschaft Kostoptschin's gegen Panin. Kostoptschin war ferner aus Scheu seine Unkenntniß der Verhältnisse in mündlichen Verhandlungen zu enthüllen, für die Mitglieder des diplomatischen Corps nie zu sprechen, Panin dagegen war jederzeit zugänglich, offen und loyal in seinem Verhalten. Auf das was er sagte konnte man sich unbedingt verlassen. Selbstverständlich erwarb er sich die Sympathieen der fremden Gesandten, die es unverhohlen zeigten; mit mehreren gestalteten sich die Beziehungen zu engem Freundschaftsbunde. Kostoptschin konnte seiner ganzen Natur nach diese allgemeine Sympathie sich nur durch Panin's Intriguen erklären. Seine Briefe an die Gebrüder Woronzow, mit denen ihn eine enge Freundschaft verband, sind voll Anschuldigungen gegen Panin, er ist entriistet, daß S. Woronzow Panin als seinen Freund bezeichnet. Es ist schwer zu verstehen wie der sonst edle Graf Semen Woronzow sich schließlich durch Kostoptschin's Anklagen beeinflussen lassen konnte, ein unverföhnlicher Gegner Panin's zu werden, dessen loyales Verfahren, Energie, Klugheit und patriotischen Sinn er bisher pries und den er seiner unerschütterlichen Freundschaft versicherte als Panin ihm seine Freundschaft thatsächlich bewies, wo jenen Paul's Ungnade getroffen hatte.

Panin und S. Woronzow stimmten überein im Festhalten am englischen und österreichischen Bündniß und in der Nothwendigkeit des Kampfes gegen das revolutionäre Frankreich, sowie daß den Schlüsselstein der Coalition Preußen bilden müsse. In diesem System, das nicht nur diese bedeutendsten, sondern fast alle Staatsmänner Rußlands im Verein mit den englischen Staatsmännern zu erhalten bestrebt waren, trat nun eine Aenderung ein. Es ist bekannt, wie zugänglich Kaiser Paul augenblicklichen Einflüssen war. Das Verfahren Oesterreichs gab gewiß zur Unzufriedenheit Anlaß, doch war immerhin ein Ausgleich möglich. Man verfuhr jedoch in der schroffsten Weise. Suworow wurde in Ungnaden entlassen, mit Oesterreich wurde fast gebrochen und gegen England wurde man sehr kühl. Panin, der alle diese Mißverständnisse hätte aufklären, die Reibungen beseitigen können, wurde gar nicht mehr gehört, alle seine Bemühungen wurden durch

Kostoptschin gehindert, der Panins Denkschriften dem Kaiser gar nicht vorlegte. Als Woronzow die Schwierigkeit der sofortigen Erfüllung des kaiserlichen Befehls, über die sofortige Rückkehr der in England befindlichen russischen Truppen darlegte schien der Kaiser, beim Vortrage der Sache durch Kostoptschin, das einzusehen. Am anderen Tage jedoch befahl er dem Grafen Woronzow sagen zu lassen: wenn es ihm so schwer sei, die Befehle Sr. Majestät zu erfüllen, hänge es ja von ihm ab, seinen Abschied einzureichen. Woronzows Briefwechsel mit Panin zeigt wie schwer dieser Schlag ihn traf und mit wie warmer Freundschaft Panin Alles that, um Jenes Lage zu verbessern. Ein Nachfolger Woronzows wurde nicht ernannt. Als ferner der englische Gesandte in Stockholm in Folge von Differenzen abberufen wurde, ohne Abschiedsaudienz, machte er dem diplomatischen Brauche gemäß, auch keine officiellen Abschiedsbesuche. Der russische Gesandte, Budberg, meldete, der englische Gesandte sei abgereist ohne ihm, dem Botschafter Sr. Majestät, eine Abschiedsvisite zu machen. Panin bekam den Befehl nicht nur den englischen Gesandten, sondern auch die gesammte Kanzlei auszuweisen. Er mußte gehorchen, da seine Vorstellungen, in denen er die Grundlosigkeit der Ursache und die Unzulässigkeit der Form dieses Verfahrens darlegte, gar nicht beachtet wurden, obwohl Kostoptschin ihn unterstützte.

Panin war schließlich nicht in der Lage seine Pflichten als Vice-Kanzler zu erfüllen, seine Thätigkeit war auf die eines Secretairs reducirt. Die Depeschen, die mit der Post anlangten, gingen an ihn, die durch Courire überbrachten, an den Grafen Kostoptschin, der sie direct dem Kaiser vorlegte und von ihm die Befehle über deren Beantwortung erhielt. Die Antworten wurden bald vom Grafen Kostoptschin ausgefertigt, bald dem Grafen Panin übertragen, so daß letzterem oft die wichtigsten Entscheidungen unbekannt blieben, bis er sie durch die fremden Gesandten erfuhr. Von den Anordnungen in militärischen Angelegenheiten wurde ihm nie etwas mitgetheilt. Da ihm so vieles unbekannt blieb, begannen auch die Gesandten ihm als einem Nichteingeweihten gegenüber, sich sehr reservirt zu verhalten. Nur in Folge der hohen Achtung, die er bei ihnen genoß, machten einige eine Ausnahme davon. Gleichermäße erfuhr der Monarch von Panins Berichten nur was dem Grafen Kostoptschin gut dünkte.

Panins Beziehungen zu Kostoptschin werden scharf gezeichnet durch einige Briefe die beide wechselten. Wir lassen sie ohne weiteren Commentar folgen.

Graf Kostoptschin an den Grafen Panin, vom 15. Juni 1800.

„Der Kaiser hat Selbst dem König von Schweden geantwortet, es ist ein reizender Brief. Ich kann nicht mit gutem Gewissen Sie beauftragen, Herrn Blome zu sagen, er werde später das Kästchen erhalten: das hieße Ihnen eine Lüge anbefehlen; und wenn der Kaiser dergleichen in den Akten fände, könnte Er finden, daß es ungehörig sei. Ich bin sehr zufrieden, das Whitworths Abreise uns keine Unannehmlichkeiten verursacht hat, denn bei seiner Abreise war er ebenso wie alle anderen Minister davon überzeugt, daß Sie den Befehl, Casamajor¹⁾ seinen Paß zuzusenden, zurückgehalten hatten und daß Sie es nur auf einen vom Kaiser unterzeichneten Befehl gethan hätten. Ich bin überzeugt, wenn Sie Erster (Minister) sein werden, so werden die (fremden) Minister Sie bald von dem Wunsch, ihnen eine gute Meinung von sich beizubringen, heilen; ein jeder hat seine Interessen zu wahren.

Der Kaiser hat befohlen, der Ratification der Convention über die (Ionischen) Inseln vorzubereiten, ebenso die Geschenke. Ich bitte mir Tamara's Depesche zu senden, wo sich das Verzeichniß der Personen befindet, denen Geschenke zu machen sind. Senden Sie mir den Brief des König's von Frankreich, ich werde ihn morgen zum Kaiser bringen; dies wird Gelegenheit geben, über die politische und physische Existenz des Herrn von Caraman zu entscheiden.

Wenn Sie Rosenkrantz's Antwort auf den Brief des Cabinets der Kaiserin erhalten, so lassen Sie mir sie durch einen Boten zukommen. Adieu Herr Graf.“

Panin an Kostoptschin, den 15. Juni abends.

Es hat Ihnen, Herr Graf, gefallen ein Billet zu senden, das der Erläuterung bedarf und ich beeile mich sie Ihnen zu geben.

Wer mir eine Lüge anbefehlen würde, kann meines Ungehorsams sicher sein, auch weiß ich zu gut was ich mir selbst schulde, um Ihnen irgend einen Schritt vorzuschlagen, gegen den sich Ihr Gewissen erheben könnte. Wenn der Kaiser Ihnen sagte: „Falls Blome von mir decorirt sein will, so sagen sie, daß ich krank sei“, so war das ein Ausdruck um jenen zu schonen; gleichfalls um zu schonen, wollte ich einen achtungswerthen Mann in Unkenntniß einer erniedrigenden Zurückweisung belassen. Der Wunsch die auswärtigen Höfe in Unkenntniß zu erhalten über eine Sache, die nur

¹⁾ Secretair der englischen Botschaft, der, wie oben erwähnt, ausgewiesen wurde.

ungünstigen Eindruck hervorrufen kann, war mir Beweggrund. Ich werde es nie bereuen und die falschen Schlüsse, die man daraus auf mein Verhalten ziehen könnte, werden nichts an meinen Grundsätzen ändern.

Ich weiß nicht woraufhin Whitworth glauben könnte, ich hatte den Paß Casamajors zurückgehalten. Es ist das eine Verläumdung deren Urheber ich zu kennen wünschte, um ihn zu beschämen. Sie müssen mir schon gestatten, Herr Graf, daran zu zweifeln, daß das ganze diplomatische Corps diese Meinung getheilt habe, weil mehrere Minister mit mir über diese Sache in Ausdrücken gesprochen haben, die eine solche Meinung nicht zulassen.

Die Gunst des diplomatischen Corps kümmert mich nicht, aber das Vertrauen desselben, wird immer Gegenstand meines Ehrgeizes sein, weil ohne dem es unmöglich ist heikle Sachen mit Erfolg zu behandeln. Uebrigens gestehe ich, daß augenblicklich und unter den jetzigen Umständen dieses Gefühl nur wenig Werth für mich hat, besteht doch das, was man ein Cabinet nennt, in unserem Vaterlande nicht mehr.

Wenn ich das Unglück hätte Erster in Sachen der auswärtigen Angelegenheiten zu sein, was Gott verhüten möge, so würde ich doch keinen meiner Grundsätze ändern und eben dadurch nicht in der Lage sein, um die Gunst der auswärtigen Minister mich zu bewerben, ich würde wahrscheinlich keine acht Tage im Amte bleiben.

Ich glaube Alles beantwortet zu haben bis auf einen Punkt, der mir nicht klar ist, nämlich den Zusammenhang der Anekdote von Whitworth über den Paß, mit meiner Vorschlage Blome betreffend. Wenn es Ihnen gefallen würde mir dieses zu erklären, so wird es mir eine Ehre sein, Ihnen mit derselben Offenheit zu antworten.

Vor einiger Zeit hatte ich mir geschmeichelt, daß meine Art zu denken und zu handeln, Ihnen in Dienstangelegenheiten nicht zuwider wäre. Seit einiger Zeit fange ich an zu glauben, daß ich im Irthum war. Wenn dieser Zweifel begründet ist, bitte ich Sie, Herr Graf, meine Entlassung zu bewirken, denn in solchem Falle muß jeder Andere Ihnen mehr passen und ich hänge an meinem Amte nur, wenn ich hoffen kann meinem Lande nützlich zu sein, so weit meine schwachen Kräfte das möglich machen. Man wird viele Leute finden, die mehr Erfahrung haben, aber weit weniger, die mir den Preis des reinsten Eifers streitig machen könnten.

Nostoptschin an Panin den 16. Juni 1800. Erhalten den 16. Juni Abends.

Ich beeile mich Ihren Courier zurückzusenden, damit Sie noch vor dem Schlafengehen meine Antwort erhalten.

Der Zusammenhang der Abreise Whitworths und der Blomes besteht einzig in meiner Befürchtung, Sie durch irgend ein diplomatisches Vieh (*animal diplomatique*) compromittirt zu sehen. Das Gerücht das ich Ihnen mittheilte über Whitworths Geschichte Casamajor betreffend, ist gut beglaubigt und wenn Sie es denn wissen wollen, es ist Blome, der das erzählt hat, wobei er höchlichst Ihre Festigkeit bewunderte, mit der Sie einem Befehl des Kaisers nicht gehorchten, bis Sie ihn schriftlich von Seiner eigenen Hand erhielten. Sie besinnen sich der Depesche Whitworths, wo er sagte, daß Sie ihm angeboten hätten sich unseres Couriers zu bedienen. Der Kaiser hat das übersehen, aber er hätte sich sicher darüber geärgert.

Ich habe keinen Grund über Sie zu klagen, oder Ihnen kein Vertrauen zu schenken. Ich wäre sonst ungerecht und sehr zu tadeln. Ueberdem haben wir gar keinen Gegenstand der Uneinigkeit unter uns. Gewöhnlich führen die Meinungen zum Streit: Sie werden zugeben, daß wir trotz der Titel von Ministern nichts weiters sind als zwei Secretaire, von denen der eine dem anderen die Befehle zur Ausführung übergiebt. Ich wiederhole nochmals, daß bei dieser Gelegenheit ich nur Ihre eigene Person im Auge gehabt habe; als der Kaiser sich des Vorwandes der Krankheit bediente, um Blome nicht zu empfangen, das kam von Ihm selbst, Sie aber wollten ihm sagen, er werde das Kästchen erhalten, obwohl Sie vom Gegentheil überzeugt waren.

Da, Herr Graf, ist meine Beichte. Ich hoffe, daß sie Ihnen genügt, um Ihre Zweifel zu zerstreuen. Was Ihre Entlassung betrifft, so wäre ich einer von denen, die das am meisten bedauern würden. Für den Fall, daß Sie ernstlich daran dächten, theile ich Ihnen im voraus mit, das ich es nie übernehmen werde davon zu sprechen.

Adieu Herr Graf, ich wünsche, daß Sie mir das Vertrauen schenken an die volle Aufrichtigkeit Alles dessen zu glauben, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe."

Panin an Kostoptschin den 17. Juni 1800.

"Ich bin Ihnen sehr dankbar, wie ich es sein muß, Herr Graf, für die Bereitwilligkeit mit der Sie meinen Privatbrief sofort haben beantwortet wollen.

Die Befürchtung mich durch irgend ein Vieh, wie Sie sich ausdrücken, compromittirt zu sehen, ist ein Beweis von Interesse, das ich zu schätzen weiß, und dessen nicht unwürdig zu sein, ich mich stets bemühen werde. Ich bin erstaunt, daß Blome den Unsinn, um den es sich handelt, gesagt habe, denn ich besinne mich offen über den Skandal Casamajors mit dem Fürsten Gagarin und dem Grafen Pahlen gesprochen zu haben; bei meinen Antworten an die fremden Minister habe ich mich in den üblichen Grenzen gehalten. Uebrigens werde ich jede Gelegenheit wahrnehmen, den Irrthum Blomes zu berichtigen.

Schon vor Ihrer schmeichelhaften Versicherung glaubte ich sicher zu sein, daß Sie keine Ursachen hätten über mich zu klagen. Was das Vertrauen betrifft, so ist das ein Gefühl, das sich nicht erzwingen läßt und mein Bestreben besteht allein darin, daß man in mir den treuen Diener des Staats anerkenne, der jeder Intrigue fern steht.

Unsere Meinungen könnten verschieden sein, ohne ein gutes Einvernehmen zu hindern und ich hoffe, daß ein solches besteht. Das Wort Lüge, das Sie vorgestern gebraucht haben, wäre beleidigend gewesen, wenn Sie nicht darauf den Sinn in dem Sie es gebraucht haben erläutert hätten. Da ich mich verletzt fühlte, mußte mein erster Schritt in meinem Abschiedsgesuch bestehen und ich stellte es in vollem Ernst. Von dem Augenblick an, wo Sie mir sagten, daß Sie nur in meinem Interesse gehandelt hätten, muß ich vollkommen beruhigt sein und ich ziehe mein Gesuch zurück bis meine Kräfte nicht weiter ausreichen, alle die Unannehmlichkeiten des Dienstes zu ertragen.

In der That taugte ich nicht für dieses Regiment und ich weiß nicht warum Sie mir mit einer steten Weigerung drohen, für den Fall daß ich meine Entlassung nachsuche.

Ich hoffe das Schicksal werde mir die Möglichkeit geben Sie zu überzeugen, daß ich kein schwerer Charakter bin, sondern nur sehr empfindlich gegenüber Allem was meine Ehre betrifft und eifersüchtig auf meinen guten Ruf."

Kostoptschin an Panin den 17. Juni 1800.

„Morgen bringe ich die Papiere, die Sie mir zugesandt haben, zur Kenntniß und zur Unterschrift Sr. Majestät.

Die Befehle Sr. Majestät in Bezug auf den Brief den Rosenkrantz für die Kaiserin gebracht hat, haben Sie bereits erhalten. Lassen Sie diese

Sache fallen, ohne ihrer weiter zu erwähnen. Ich sende Ihnen die Copie des Papiers, das Sie nach Berlin gesandt haben, es ist besser die Sache hinzuziehen, als den Eindruck hervorzurufen, man wolle sie nicht weiter verfolgen.

Da Herr Wassiljew bereit ist abzureisen, können Sie ihn abreisen lassen, so wie das Beglaubigungsschreiben und das Abberufungsschreiben für Maltitz unterzeichnet sein werden. Ich habe mit ihm über sein Verhalten in Lissabon gesprochen; lassen Sie es ausfertigen (offenbar die Instruction) und fügen Sie hinzu, was ich etwa vergessen habe. Ich bin sehr zufrieden, daß Sie meine Erklärung in dem gewünschten Sinne genommen haben.

Sie können es sich sehr gut denken, daß der Ausdruck Lüge nur in einem vertraulichen Billet vorkommen kann und dazu auch da nicht, wenn wir die Worte wägen wollen. Es kommt ja wol vor, daß man sich in den Worten vergreift; ich habe vielleicht all zu großen Eifer bewiesen, allein das ist ein Fehler, den ich beibehalten, ohne mich bessern zu wollen, ich werde mir nie vorwerfen oft mehr Rücksicht auf Andere als auf mich selbst zu nehmen. Man hat es mir bis jetzt nie gedankt, aber ich nehme das keinem übel. In Chiffren lasse ich mir sogar Grobheiten sagen, so viel man will.

Adieu Herr Graf; vergessen wir dies Mißverständniß und ohne unächtiger und feiner werden zu wollen als wir sind, bleiben wir gute Russen und Minister, Secretaire oder anständige Verabschiedete, leben wir in gutem Einvernehmen.“

Allein ein gutes Einvernehmen zwischen beiden war unmöglich, die Charaktere der beiden waren zu verschieden.

Kostoptschin gehorchte blind, selbst wenn der Kaiser in Folge eines augenblicklichen Eindrucks eine Maßregel befahl, die Rußland schaden mußte, ohne auch nur den Versuch zu machen den Kaiser aufzuklären, Panin machte stets diesen Versuch, so unangenehme Folgen das auch für seine Person haben konnte. Freilich sind seine Darlegungen oft dem Kaiser gar nicht vorgelegt, sondern einfach dem Archiv des Ministeriums übergeben worden. Ein Beispiel möge Kostoptschins Verfahren illustriren. Als Bonaparte durch Rücksendung russischer Kriegsgefangener aus Achtung vor der Person des Kaisers, einen wohlberechneten günstigen Eindruck hervorgerufen hatte, suchte Kostoptschin seinen Einfluß zu stärken, indem er die europäische Lage in einer den Wünschen des Kaisers entsprechenden Weise darstellte. Er schreibt: „Nachdem im September 1800 des Embargo auf die englischen

Schiffe gelegt worden war, beauftragte Se. Majestät mich meine Gedanken über die europäische Lage niederzuschreiben. Indem ich seinen Willen in der folgenden Nacht ausführte, brachte ich am Morgen mein Memorial, ohne zu ahnen, daß es eine so wichtige Aenderung in der Politik hervorbringen und die Grundlage eines neuen Systems und der Theilung der Türkei sein werde. Nach 2 Tagen sandte mir Kaiser Paul das Papier bestätigt und mit eigenhändigen Anmerkungen versehen wieder zu“. Selbstgefallig setzt der Graf Kostoptschin hinzu: Es ist das ein neuer Beweis, daß ein günstiger Augenblick in großen, ja den wichtigsten Angelegenheiten das möglich machen kann, was vorher und nachher in Jahrhunderten unmöglich ist“.

Er schreibt so als wäre das was er niedergeschrieben bereits vollendete Thatsache. In diesem Memoire¹⁾ schildert Kostoptschin die damalige Lage. Da der Kaiser mit England und Oesterreich unzufrieden war, wird deren Politik heftig getadelt, dagegen Napoleon, der, wie erwähnt, des Kaisers Gunst zu erwerben gewußt hatte, wird gelobt. Schließlich wird eine Theilung der Türkei vorgeschlagen: Rußland bekomme Rumelien (gemeint ist Rumelien), Bulgarien und die Moldau (zu der damals noch Bessarabien gehörte), mit der Zeit würden die Griechen selbst sich unter das russische Scepter begeben, wozu der Kaiser an den Rand schrieb „man kann sie auch dazu veranlassen“. „Oesterreich erhalte Bosnien, Serbien und die Walachai“, wozu die Bemerkung Kaiser Pauls: Sollte das nicht zu viel sein? Kostoptschin schließt: „Der Erfolg hängt einzig von der Bewahrung des Geheimnisses und von der Raschheit ab. Rußland und das XIX. Jahrhundert werden stolz darauf sein, daß Sw. Majestät die Throne Peters und Konstantins vereinigt haben, zweier großer Kaiser, der Begründer der vornehmsten Reiche der Welt.“

Man weiß nicht, soll man sich mehr über seine Naivität oder seine Frivolität wundern.

Für Panin häuften sich die Unannehmlichkeiten. Schon im Februar 1800 hatte der Kaiser ihm sagen lassen: „er solle weniger mit den Gesandten sprechen, er sei nichts weiter als ein Instrument“. Panin antwortet mit Würde und rechtfertigt sich. Gleich darauf sendet Graf Kutaisow, der Günstling des Kaisers, der den Grafen schützt, ihm ein Billet und wiederholt ihm auf allerhöchsten Befehl dasselbe.

¹⁾ Abgedruckt bei Кашниревъ, Памятники новой русской истории. С.-Пб. 1871. I. С. 102—111.

Ueber die damalige Lage schreibt Dr. Hodgerson: Tout l'entourage se trouve au bout de leur latin Même le favori (d. h. Kutaişow) devient très inquiet, et je vois (entre nous), que tous veulent se repatrier vers le grand duc il seul (Graf Panin) est inaltérable dans ses principes

(Fortsetzung folgt.)



Für Wenige.¹⁾

Erinnerungen an Editha Rahden.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von G. W.

Die Menschenwelt — wie das Universum — hält sich nur durch die Kraft der Anziehung. Es giebt keine menschliche Seele, welche nicht in irgend einem Grade diese Kraft ausübte und zugleich auch derselben unterworfen wäre. Wenn jeder von uns das in sein Erkennen aufnähme, wie viel unnütz vergeudete Kraft könnte er sammeln und seiner Umgebung zu Gute kommen lassen, wie viele Menschenseelen mit denen er täglich in Berührung kommt, könnte er unterstützen, halten und bessern. Und umgekehrt: wie viel giebt's in der Nähe jedes Einzelnen von uns verwaiste, schwache, ohnmächtige Seelen, die nach einer Stütze, einem Schutz, einem Vorbild schmachten, — wir gehen vorüber, und nicht wenige von ihnen sinken und gehen unter.

Doch giebt es auserwählte Seelen, erfüllt von Kräften, die einen Ausgang suchen; wenn ein tiefes Wohlwollen und Mitleiden sich in ihnen verbindet mit der Sehnsucht nach Wahrheit und Gerechtigkeit im Leben, so werden solche in Wirklichkeit zu Leuchten, durch deren Kraft eine ganze Welt kleiner Lichter sich hält, bewegt und wandelt. Wie viel Gutes, wie

¹⁾ Obgleich wir bereits vor einiger Zeit (Jahrg. 1893, S. 368 ff.) eine vorzüglich geschriebene Studie über Edith Rahden aus baltischer Feder publicirt haben, die Jedem, der ein richtiges Bild von dem Charakter dieser hervorragenden Frau gewinnen will, zur Lectüre empfohlen sei, glaubten wir doch auch den nachstehenden Beitrag aufnehmen zu sollen, da ein Urtheil über Edith Rahden gerade aus dem Kreise ihrer russischen Freunde auf Interesse rechnen darf.

viel Licht solche Seelen um sich verbreiten, — es läßt sich nicht wägen noch messen, ist doch die Wirkung der einen Seele auf die andere grenzenlos und unendlich.

Zu der Zahl dieser auserwählten Seelen gehörte die verstorbene Editha Rahden; ihr Andenken lebt in der großen Zahl derer, die sie gekannt und ihre Anziehungskraft empfunden haben. O weh! — schon lange ist sie nicht mehr, — ihr Platz steht leer und verlassen! — Sie wurde in einer furländischen Adelsfamilie geboren, welche erfüllt war von den Ueberlieferungen ritterlicher Ehre und baltischer Vergangenheit. Jedoch trug sie aus dieser Umgebung — die Auswüchse historischer Vorurtheile abwerfend — die der Wurzel guter Ueberlieferungen entstammenden Anfänge alles Guten mit ins Leben: die Gewohnheit der Arbeit, die Liebe zur Ordnung, den Trieb zur Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, den Geist der Fürsorge für die Untergebenen und endlich den Glauben, — einen festen und strengen Glauben. So ausgerüstet trat sie in's Leben, sich unter dem Einfluß ihres ältesten Bruders, eines Mannes von hoher Bildung, weiter entwickelnd.

Sich durch ihre geistigen Fähigkeiten weit über die Sphäre erhebend, in der es ihr beschieden war die ersten Jahre zu verbringen, gelang es ihr, bei großem Wissensdurst und der Gabe sich schnell und tief der Wahrheit zu bemächtigen, für ihre weitere Entwicklung sich den größten Schatz der menschlichen Seele zu bewahren, — ein feinfühlig jedes Leid, jede Noth mitempfindendes Herz, welches nach aufgeklärtem Wohlthun dürstete.

Ihre eigene Familie war für sie die erste Schule der Herzensbildung: kaum der Kindheit entwachsen, wurde sie schon eine Art Vorsehung für die Ihrigen, indem sie sich gewöhnte jeder Noth abzuhelpen, jede Schwäche zu verhüllen und alles Schwere auf die eigenen Schultern zu nehmen, — sich zu freuen mit den Fröhlichen und zu weinen mit den Weinenden. Indessen lehrte sie der Adel ihrer Natur und die Vornehmheit ihres Geschmacks jede Handlung zu beseelen und jede Beschäftigung zu einer sinnvollen zu gestalten, — inmitten der Einfachheit des häuslichen Lebens.

Ihre hohen Herzens- und Verstandes-Eigenschaften, bei bemerkenswerther Bildung und weitem Blick, machten sie bekannt in dem engen Kreise der höchsten Petersburger Gesellschaft zur Zeit des Kaisers Nicolai. Die Großfürstin Helene Pawlowna, die feinfühligste Kennerin von Menschen und Talenten, lernte sie kennen und zog sie zu sich heran, — und von

der Zeit an öffnete sich ein weites Feld für Editha Rahden und zugleich eine neue Schule der Thätigkeit, welche allmählich die hohe Bedeutung einer öffentlichen Thätigkeit gewann.

Der Name der Großfürstin wird für immer in der Geschichte der russischen Gesellschaft glänzen. Ganz die Bedeutung und die Pflichten ihrer hohen Stellung begreifend, widmete sie sich der Erfüllung dieser Pflichten. Lebhaft, eindrucksfähig, erfüllt von einem Durst nach allem Guten, nach Aufklärung und Wissen, beherbergte sie in sich eine Kraft des Mitgefühls, welche ihr auf der aller Noth unzugänglichen Höhe dazu verhalf, lebhaft zu verstehen und mit zu empfinden was immer der bedürftigen Menschheit fehlte, — und jene schöpferische Kraft des Geistes, welche mit ihrem Hauche auch in anderen Leuten — ihnen selbst vielleicht unbekannt — lebendige Kräfte weckt. Ueberall wo sie hinkam suchte sie nach Talenten, zog sie zu sich heran, trat in Verkehr mit ihnen, und indem sie sie mit ihrem Geist, ihrer Kunst, ihrem Wissen nährte, regte sie sie an und belebte sie: mußte einer gehoben werden, brauchte ein anderer materielle Hilfe: — sie war immer bereit großmüthig und weise zu helfen. In dem Verkehr mit ihr fühlte sich jeder, — indem er in den Kreis ihrer Gedanken, ihres Geschmacks, ihrer Liebhabereien trat, — näher allem Edlen und Hohen, ferner von allem Niedrigen und Nichtigen, — und das sowohl im Leben, als im Wort und in der Kunst.

Mit solch einer Prinzessin verband das Geschick Editha Rahden — und bald, sich ihr in einer durch die Gleichheit der Anschauungen und Bestrebungen bedingten Geistesgemeinschaft nähernd, gewann sie ihr volles Vertrauen und wurde ihre nächste Gehilfin. Die auf die einsamen Höhen dieser Erde Gestellten brauchen Vermittler um sich den Leuten nähern zu können, die die Niederungen bewohnen, und um eine gemeinnützige Thätigkeit zu entfalten. Wohl denen, welchen nicht Sklaven und schmeichlerische Höflinge als Vermittler dienen, sondern Leute, die sich Würde, Ehre und Wahrhaftigkeit bewahrt haben. Solch eine war im vollsten Sinne Editha Rahden. Durch ihre Geburt einem alten baltischen Adelsgeschlecht angehörend, hatte sie aus seinen Familientraditionen schon die Ergebenheit gegen das Kaiserhaus geschöpft, aber zugleich auch ein tiefes Gefühl jener Würde, welche von wahrer Treue unzertrennlich ist. Unduldsam gegen jede Schmeichelei, war sie selbst ebenso unfähig zu schmeicheln, wie die Wahrheit zu verhüllen oder zu verschweigen, wenn die Pflicht ihr zu reden gebot. Sie war auch unfähig ihre Entrüstung über jede Lüge zu verbergen und

ihre Verachtung jeder Gemeinheit. Wo sie nur einen Mangel ahnte, war sie bereit zu Hilfe zu eilen; wo sich ein edles Gefühl, ein hohes Streben, eine Bewegung zum Guten, eine schöpferische Kunst zeigte, entzündete sich ihr Mitgefühl und sie eilte dem entgegen zu kommen. Aus der Grenzprovinz stammend, und einigen ihrer Vorurtheile nicht fremd, — fühlte sie sich doch ganz als zu dem großen Vaterland — Rußland — gehörig; sie liebte alle die besten Eigenschaften der russischen Volksseele und verstand sie, — ihr Herz schlug warm in russischem Patriotismus.

Dank der vereinten Thätigkeit dieser zwei Frauen, wurde das Michael-Palais zum Mittelpunkt der cultivirten Petersburger Gesellschaft, zum Centrum ihrer intellectuellen Entwicklung, zur Schule des feinsten Geschmacks und zur Pflanzstätte junger Talente. Alles, was sich in Wissenschaft oder Kunst im weiten Reiche auszeichnete, strömte in diesem Centrum zusammen, und alle fanden hier geistige Nuregung, Belebung ihres Denkens und Fühlens. Die Großfürstin hatte die unschätzbare Eigenschaft, jeden zu dem sie in Beziehung trat, in ein freies und aufrichtiges Verhältniß zu bringen: — jedem ward es leicht auf ihre lebhafteste und beseelte Rede zu antworten, und gleichzeitig fühlte sich jeder in ihrer Nähe erhoben in eine reine Atmosphäre, die alles Niedrige ausschloß. Auf den Abenden der Großfürstin begegneten sich Staatsmänner mit Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern. Weiblicher Geist, fein und gebildet, gab bei ihrem Verkehr den Ton an und belebte ihn. Die Feste im Michael-Palais, die Concerte, Theatervorstellungen, lebenden Bilder, zeichneten sich durch unnachahmlichen Zauber der Form und Vollkommenheit des Gebotenen aus. Hier, unter dem Schutze der hohen Frau des Hauses, versuchten und entwickelten sich künstlerische Talente, die in der Folge berühmt wurden. Sie schonte ihre Mittel nicht, wo es galt ein Talent zu unterstützen, das sie entdeckt hatte, und ihm die Möglichkeit zu künstlerischer Ausbildung zu gewähren. — So war der Kreis des Michael-Palais beschaffen in dem Editha Rahden als belebendes Element erschien. In ihren bescheidenen Zimmern knüpfte sich Manches an, was in den Salons der Großfürstin weiter gesponnen wurde. Hier machte sie die Bekanntschaft aufstrebender Talente, mancher Gelehrten und Staatsmänner, welche die Noth zwang Ermuthigung und Unterstützung zu suchen, hieher kamen auch arme Schlucker, von Mangel und Glend getrieben, — und durch sie hörte die Großfürstin von Allen. Häufige Reisen in's Ausland mit der hohen Frau brachten Editha Rahden Annäherungen an fremde Höfe, an Staatsmänner und alle Berühmtheiten in Wissenschaft, Litteratur und

Kunst der europäischen Hauptstädte. Ihr Verstand wurde überall nach Gebühr anerkannt, und der geistige Austausch mit ihr ließ so tiefe Spuren zurück, daß viele von ihren ausländischen Freunden einen Briefwechsel mit ihr anknüpften, der bis zu ihrem Ende dauerte. Alles was sie in Europa gesehen, Alles was sie in lebendigem Austausch der Gedanken gewonnen hatte, alles woran ihr Geist gearbeitet hatte, inmitten neuer Menschen und uralter Institutionen, wurde ihr zu einem geistigen Besitz, — ihren Blick erweiternd und ihre Seelenstärke steigend zu neuer Thätigkeit, — daheim in Petersburg.

Während der Regierung Kaiser Nicolais war das Arbeitsfeld für öffentliche Thätigkeit kein weites, aber der Natur des Monarchen war alles Edle, Hohe, Reine und Verfeinerte wahlverwandt und fand einen Widerhall in seiner Seele. Der verewigte Kaiser liebte und verehrte die Großfürstin Helena Pawlowna, berieth sich gern mit ihr und hielt ihre Meinung hoch; er kannte auch und achtete Editha Rahden und hatte ihre kluge Rede gern. Alles das gab, bei dem Vertrauen des Monarchen, die Möglichkeit vom Michael-Palais aus Vieles in's Leben zu rufen und zu unterstützen, was eine große öffentliche Bedeutung gewann, und die Aufmerksamkeit des Kaisers auf ihm unbekannt gebliebene Talente zu lenken. Mit dem Namen der Großfürstin sind viele Bildungs- und Heilanstalten verknüpft, deren Gründung in jene Epoche reicht. Auch das Conservatorium für Musik ist ihr für seinen Anfang und seine Entwicklung verpflichtet.

Indessen zog das Gewitter herauf, welches die letzten Jahre der großen Regierung verdunkelte, und entfachte den Geist gemeinnütziger Thätigkeit in ganz Rußland. Der blutige Kampf vor Sewastopol förderte Nöthe zu Tage, welchen die Krone zu genügen außer Stande war, — und zu allererst das Bedürfniß nach Hülfe für die vielen Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Diese Hülfe mußte organisirt, es mußten Einrichtungen geschaffen, führende Persönlichkeiten gefunden werden, zugleich mit den Mitteln und mit der Menge der einzeln verstreuten Menschen, die sich darnach sehnten ihre Kräfte der heiligen Sache der Fürsorge für die Verwundeten zu weihen, — einer bei uns noch ganz unbekanntem, im übrigen Europa kaum bekannnten Arbeit. Es ist klar, daß ein solches Organisiren den Fähigkeiten irgend eines Ministeriums, irgend einer Canzellei nicht entsprach. Die Großfürstin übernahm diese Arbeit mit dem ganzen Feuer ihrer edlen Seele. Von den ersten Anfängen des Krieges an, gab ihr der Gedanke an all' das Elend, an die Leiden der Verwundeten keine Ruhe:

sie beschloß barmherzige Schwestern zu sammeln und sie auf den Kriegsschauplatz und in die Lazarethe zu entsenden. Unter Pirogows Beistand wurde der Plan des Unternehmens ausgearbeitet. Kaiser Nicolai zweifelte an dem Gelingen desselben, doch es gelang der Großfürstin, ihn zu überreden, daß er den ersten Versuch erlaubte, — und bald gab es überall Leben. Hierbei erwies sich als vornehmstes Werkzeug Editha Rahden, welche die Fähigkeit hatte, die praktischen Seiten einer Sache zu übersehen und die rechten Leute für dieselbe zu finden und zu begeistern. So wurde der Grund gelegt zu der Gemeinschaft der barmherzigen Schwestern von der Kreuzeserhöhung, und die ersten Gruppen derselben, mit Hilfe Pirogows organisiert und nach Sewastopol abgefertigt. Wer kennt nicht die Mühen dieser Dienerinnen christlicher Barmherzigkeit und Selbstverleugnung? — Die Erinnerung an sie ist unzertrennlich von der Erinnerung an die Thaten unserer Helden, die ihr Leben ließen in den Bastionen von Sewastopol.

Es kam eine neue Regierung. Eine neue Epoche allgemeiner Umwälzungen begann. In ihrer Reihe gehörte die erste Stelle der Verwirklichung jener Idee, die ein Vermächtniß der obersten Staatsgewalt wie aller Patrioten war, — der Befreiung der selbeigenen Bauern. Auch in dieser großen Sache wurde das Michael-Palais das Centrum, in welchem privatim der Plan zu der gewünschten Reform ausgearbeitet wurde, in welchem sich Leute von Verstand und Willenskraft zusammenfanden, welche sie seit lange überdacht hatten, und sie nun mit dem Wissen und der Zustimmung der Regierung zu verwirklichen trachteten. Die Ueberlieferungen dieser denkwürdigen Zeit sind unzertrennlich verbunden mit dem Namen der Großfürstin und der Baronesse Rahden. Hier brachten Leute wie Tscherkasski, Samarin, Miljutin Uebereinstimmung in ihre Gedanken und machten sich bereit zu ihrer gemeinnützigen Thätigkeit.

Die Krankheit der Großfürstin und dann ihr Ende, waren ein schwerer Schlag für Editha Rahden: ihr Leben war wie zerrissen, jedoch ihre Energie erlahmte nicht. Ihre Seele war unlöslich verbunden mit den Schöpfungen, die unter dem Schutze der Entschlafenen entstanden waren, und all ihre Thätigkeit war von der Zeit an in den Dienst der öffentlichen Wohlthätigkeit gestellt. Das klinische Institut, gegründet zur Erinnerung an die Großfürstin, das Elisabeth-Krankenhaus für Kinder, Schulen und Bewahranstalten, billige Mittagstische für Arme verschlangen ihre Thätigkeit, ohne Ermüden vom Morgen bis zum Abend. Doch auch das genügte ihrer Seele nicht, die so feinfühlig war für alles Menschenleid und Elend, für

das Talent, dem Rath und Stütze fehlte, für die Fähigkeiten hungernder Wissenschaft oder Arbeitskraft. Jeden Morgen kamen kleine und unbekannte Leute zu ihr nach Rath und Hülfe, nach Unterstützung jeglicher Art, und wie viele gedenken noch dankbar ihres guten ermunternden Wortes, welches sie auf den rechten Weg führte, sie stützte und ermutigte; oder dessen, wie sie mit rechtzeitigem Beistand ihnen Arbeit gab und sie aus größter Noth befreite.

Sie brauchte bloß zu sehen, zu fühlen was noth that, um sofort den glühenden Wunsch zu empfinden Helferin, Stütze, Wegweiser für die Bedürftigen zu sein. Ihr ganzes Leben, besonders in den letzten Jahren, war erfüllt von dieser Thätigkeit, — und es ist nicht auszurechnen wie viel Segen von ihr ausgegangen ist, wie viele Verzagende sie getröstet und gestärkt hat.

Jedoch es kam noch einmal ein bitter-schweres Jahr für Rußland, wo sie alle ihre Energie zusammen raffen und der großen Sache weihen mußte. Der Krieg begann mit allen seinen Schrecken, und es wurde in ungeahntem Maßstabe Hülfe für die Verwundeten nöthig. Da war es wieder Editha Mahden, welche in der Gesellschaft des rothen Kreuzes, in der sich die Organisation concentrirte, mit ihrer unermüdblichen Energie, ihrem administrativen Talent, ihrer warmen Hingabe an die Sache es verstand, die Deconomie des ganzen Unternehmens in allen Einzelheiten zu übersehen und zu leiten. Sie half Abtheilungen von barmherzigen Schwestern formiren, fand und begeisterte Leute für den Sanitätsdienst, zog Personen der großstädtischen Gesellschaft an sich und stellte sie an die Arbeit: in den Nähvereinen und Niederlagen des St. Petersburger Nothen Kreuzes war sie in Wahrheit die Seele, die Haupttriebkraft des Riesenwerks der Verarbeitung und Versendung allen Materials, aller Vorräthe für die Verwundeten. Niemand verstand es besser als sie, zu diesem Werke Frauen, junge Mädchen und junge Männer der Gesellschaft heranzuziehen. Jeder, in dem nur ein Fünkchen Gutes und Hinniegung zum Wohlthun lebte, hörte auf ihren Ruf, ihre strenge und dennoch sanfte Aufforderung, aufzustehen vom Schlaf der Unthätigkeit, zur Arbeit und Pflichterfüllung. Das Pflichtgefühl war in ihr unzertrennlich verbunden mit einem tief religiösen Gefühl, und ihr Glaube äußerte sich im Thun.

Ihre Kräfte begannen schon zu sinken; der Keim der verhängnißvollen Krankheit fing — noch unbemerkt von ihren Freunden — an, sich ihr anzukündigen; doch sie wog nie ihre Kräfte ab, wenn es galt eine Arbeit

thun. Dieses Mal wurde sie von dem Allerhöchsten Vertrauen dazu berufen, die Sache der höheren weiblichen Bildung zu überwachen. Nach dem Tode des edlen Prinzen Peter von Oldenburg eröffneten sich neue Anforderungen, denen genügt werden, alte Mängel denen abgeholfen werden mußte. Leider war es ihr nicht beschieden, lange auf diesem Felde zu wirken, doch auch hier zeigte sie ihre Geisteskraft, und verstand es, die Leute zu erkennen und anzuregen. Bei der Erziehung, wie auch bei jeder anderen Thätigkeit, war sie eine Gegnerin der Routine und des Formalismus: „Dans l'éducation surtout,“ — schrieb sie — „il ne s'agit pas „seulement de plier les enfants à un certain ordre, dans de certaines „limites: — il faut que la vie grandisse et se développe, sans être „déformée par un cadre inflexible, ni stérilisée par une routine „immuable, — ce moyen facile de gouverner, si commode aux „natures inertes et aux administrations formalistes“ . . .

In Allem suchte sie die Wahrheit, und durch diesen Zug unterschied sich ihr Bild inmitten des allgemeinen Schwankens der Geister in unserer Gesellschaft; ihr Seelenadel wie ihre sittliche Feinfühligkeit halfen ihr die Wahrheit erkennen, durch Vorurtheile und Niedrigkeit hindurch. Das gab Editha Nahden den Stempel jener Würde, die ihr sowohl im Verkehr mit den einfachsten Leuten, als mit den höchstgestellten Personen eigen blieb. Im Gedankenaustausch, in Streitfragen und beim Disputiren hatte sie nicht die so verbreitete Gewohnheit, die Farben und Schattirungen der Gedanken und Meinungen soweit abzuschwächen, daß Uebereinstimmung herauskam, — oder aber die Wahrheit mit Unwahrheit zu mischen und Schwarz mit Weiß. Im Umgang mit den Personen ihres sowie des höchsten Kreises beherrschte sie meisterhaft die Form und die höfliche Rede, welche die Menschen einander näher bringt, indem sie sie für einander einnimmt; — aber sie war jener bei uns so verbreiteten Gefälligkeit völlig fremd, welche dem Wunsche sich den Leuten angenehm zu machen, entstammend, dazu verleitet, ihnen liebedienersich bei all' ihren Neigungen und Eigenthümlichkeiten zu schmeicheln. Jede Schmeichelei war ihr auf's Aeußerste zuwider, und wer sich ihr selbst mit schmeichlerischen Worten näherte, der weckte in ihr ein unangenehmes, schweres Gefühl; selbst wenn ihre nächsten Freunde, hingerissen von ihrem Talent und Geschick in dieser oder jener Sache, der Anerkennung Ausdruck gaben, war sie bereit sie der Schmeichelei zu zeihen.

Niedrige Gesinnung, welche — ach leider! — so verbreitet ist in allen Schichten unserer Gesellschaft, konnte sie nicht ertragen und die Menschen

die sich ihr näherten fühlten das gleich aus dem Ton ihrer Rede, aus einer jener höflichen doch inhaltreichen Phrasen, in welche sie ihre entgegenkommenden Gedanken zu kleiden verstand. In dem Kreise der in der Gesellschaft Bemerkten, gab es kaum einen, der sie nicht kannte, und ihre langjährige Thätigkeit in der Residenz hatte ihr viele Freunde erworben, denn Editha genau kennen, hieß sie lieben, und nicht nur sie lieben, sondern auch mit Verehrung auf sie sehen, wie wir auf die sehen, von denen wir wünschen, daß ihr Wesen sich in uns wieder spiegeln möchte, wie das unsere in ihnen. —

Bis zu ihrem letzten Lebenstage bewohnte die Baronesse Rasden dieselben Zimmer im Michael-Palais. Wenigen Personen aus der Petersburger Gesellschaft nur waren diese bescheidenen Räume unbekannt, Vielen war das kleine Cabinet vertraut und lieb, in dem sich Abends ihre Freunde zusammen fanden. Hier saß sie stets an dem kleinen, mit Büchern bedeckten Tische, bereit Alt und Jung in jeder Herzens- und Gewissensnoth, jeder schwierigen Lage mit Rath und That zu dienen. In treuer Freundschaft ihren alten Freunden durch die Erinnerungen eines ganzen Lebens verbunden, zog sie doch auch die Jungen an, da ihre Seele voll lebhaften Widerhalltes für jede reine Freude, jede gute Regung, jedes ungeduldige Fordern der Jugend geblieben war. Sie verstand es, jedem zur rechten Zeit ein gutes und kluges Wort zu sagen, oder auch mit dem sprechenden Blick — ohne Worte — Theilnahme und Ermuthigung oder Entrüstung und Tadel auszudrücken. Niemand hinterließ die Begegnung mit ihr eine blasse, welke Erinnerung. Es ist wahr, Einige fürchteten sie, — aber es fürchtete sie vor allem die menschliche Niedertracht, welche in ihrem Blick Vorwürfe und Berachtung las. Jedoch auch viele ihrer nächsten Freunde sammelten sich, wenn sie zu ihr gingen, und scheuten sich, das thörichte und leere Geschwätz weltlicher Gefelligkeit zu ihr zu tragen, denn bei ihr wollten auch sie klug sein, und in ihrem Spiegel sich mit ihren besten Zügen zeigen. In diesem Sinn verlor die Petersburger Gesellschaft mit ihrem Tode etwas Unerseßliches: sie war und sie allein konnte es sein, — für viele ein lebendiges Gewissen, eine vernünftige Beratherin und Führerin, ein lebendiges Beispiel von Wahrhaftigkeit und Würde in Worten und Thaten. Sie konnte dieses alles sein, weil sie sich dazu entwickelt hatte, nicht nur durch ihren Verstand und ihre sittliche Energie, sondern auch durch eine in unserer Gesellschaft seltene Verfeinerung des Gedankens und des Geschmacks, und jenes Gefühl des Maßes, welches dem Menschen die Fähigkeit verleiht, jeden zu verstehen und jedem zu einer freien Aeußerung seiner Gedanken und Gefühle zu verhelfen.

Seit ihrer frühen Jugend besaß sie ein tiefes, religiöses Gefühl. Es war in ihrer Seele verbunden mit den edelsten Eigenschaften, mit dem heißen Streben nach dem Ideal, mit einem festen Pflichtgefühl, großer Aufopferungsfähigkeit, einem feinem Gefühl für die Schönheit in Natur und Kunst, in der menschlichen Seele. Erzogen in dem strengen Geiste des evangelischen Protestantismus, hatte sie aus ihm jene Energie des Glaubens geschöpft, welche das Luthertum bemüht ist seinen Jüngern einzufößen, durch eine Lehre, welche den Menschen Gott und dem Worte Gottes unmittelbar gegenüberstellt, in festem, wenn auch stolzem Bewußtsein der Pflicht und Verantwortung. Diese Energie hätte sie fast in das Extrem eines strengen Puritanismus getrieben, wofür es Hinweise giebt in ihrer Correspondenz mit dem Generalsuperintendenten Walter.

Mit Walter war sie noch als ganz junges Mädchen im Elternhause bekannt geworden, im Jahre 1846, der Zeit seiner glänzenden Wirksamkeit als Prediger in Livland, und seine Predigten hatten großen Einfluß auf ihre seelische Entwicklung; später pflegte sie zu äußern, daß Walter nächst ihrem ältesten Bruder ihre Hauptstütze gewesen sei, und ihr moralischer Führer. Noch 6 Jahre später correspondirte sie mit ihm von Petersburg aus, und einige ihrer Briefe aus dem Jahr 1853, die in seiner Biographie gedruckt sind, zeichnen uns lebhaft ihren damaligen Seelenzustand, ihre inneren Kämpfe in der neuen großstädtischen und höfischen Umgebung, in welche sie eingetreten war. Die hohen Ideale, welche sie in diese Sphäre mitbrachte, stachen schmerzlich ab von den Leuten, und die neuen Regungen, welche in ihr geweckt wurden durch das Lob und die Ehre, die ihr überall gezollt wurden, beunruhigten ihr strenges Gewissen. „In meinem neuen Leben“ so schrieb sie, „hat sich viel in mir verändert: neue Versuchungen, „von denen ich keine Ahnung hatte, bestürmen mich von allen Seiten, „und — was besonders bitter ist — Versuchungen so nichtiger Art, daß „es leicht scheint sie zu bewältigen, indem man einfach ruhig vorwärts geht; „doch nein, sie bedecken den Weg wie schlangenähnliche Lianen, und zu- „weilen verwickeln sich die Füße in das allerverächtlichste Gras. Zuweilen „drückt mich das Lob der Leute wie ein Berg von Steinen, — sie wissen „selbst nicht was sie loben, und das was ihnen gefällt, wie armfelig und „nichtig ist es in Wirklichkeit.“ Die Welt mit all' ihrem Glanz mit allen Verlockungen der Ehre und des Erfolges hatte nichts Anziehendes für sie, — sie suchte in ihr den inneren Frieden und fand ihn nicht. Doch zur selben Zeit redet sie zu sich selbst: „Welch' sonderbare Widersprüche in mir, was

bin ich denn, daß mir alles Schlechte und Kleinliche in dieser Welt so sehr zuwider ist.“ — Die hohe Sphäre, in der sie lebte, verführte sie nicht; doch von der Höhe ihres sittlichen Ideals wollte sie um Niemandes willen heruntersteigen, und als Walter auf ihren Ruf nach innerem Frieden von dem Frieden einer glücklichen Häuslichkeit, des ehelichen Bundes zu reden anfing, antwortete sie ihm: „Vielleicht haben Sie recht in gewissem Sinne; geliebt sein, wie ich mir die Liebe vorstelle, ist ein großes Glück, — und nach diesem Glück sehnt sich jede Seele, kann auch die meine verlangen. Aber ich habe noch nie von irgend einem Menschen die Erfüllung dieser Sehnsucht erwartet, — ja sogar in Gedanken habe ich noch nie an die Möglichkeit einer Eheschließung für mich geglaubt. Es ist mir schon so schwer die eigenen Fehler und Schwächen zu tragen, und in dem geliebten Wesen, dem Manne, dem ich mich in dem freudigen Gefühl der Liebe unterordnen würde, könnte ich nicht die kleinen niedrigen Schwächen der menschlichen Natur ertragen“ . . .

Zum Glück führten die Verhältnisse Editha Rahden bald aus dem engen Kreise, gaben ihr eine Arbeit in der sie Befriedigung finden konnte, stellten sie auf ein weites Feld, in dem alle kostbaren Eigenschaften ihrer Seele sich harmonisch entfalten konnten. Mit der Großfürstin Helene kam Editha in den Kreis der höchsten Cultur und konnte Beziehungen anknüpfen mit ihren Vertretern in ganz Europa. Häufige und langdauernde Reisen mit der Großfürstin brachten Editha in Berührung mit allen Größen der Wissenschaft, Kunst und Politik, öffneten ihr die Schätze aller Denkmäler der Geschichte, erweiterten ihren Horizont, besonders in Bezug auf die historische Kirche des Abendlandes. Rom vor allem wirkte auf ihre Einbildungskraft, und ihrem religiösen Gefühl eröffneten sich, angesichts des großartigen Baues der römisch-katholischen Kirche neue fesselnde Ausblicke. Mit solchen Eindrücken kehrte sie nach Rußland zurück. Im Zusammenhang mit diesen Empfindungen machte sie am Ende der 50. und Anfang der 60. Jahre eine schwere innere Krisis durch, wie das bei hohen und feurigen Seelen zu geschehen pflegt.

Viele hielten sie für stolz, den Stolz in dem gewöhnlichen vulgären Sinne verstehend: Leute, die sich nicht die Mühe nehmen, sich in Andere hinein zu denken, bezeichnen gern mit einem Wort den Character des Menschen, nicht so sehr ihn damit charakterisirend, als ihr eigenes Verhältniß zu demselben. Wie oft hört man nicht Aeußerungen wie: er ist zu stolz, er ist zu klug, er hält sich für klüger als Alle u. s. w. Jedoch

nicht immer entspricht, was die Leute so nennen, der Bedeutung dieses Wortes. Es giebt einen Stolz des Selbstvertrauens, der Selbstvergötterung, den Stolz selbst der nackten Herrschsucht, dieser Stolz grenzt in seiner äußeren Erscheinung an niedrige Gesinnung und fließt nicht selten mit ihr zusammen. Nicht so war Ediths Stolz beschaffen, wenn man das überhaupt Stolz nennen kann, was Selbstachtung ist, die den Menschen unbeugsam macht, da ihr Grund nicht in ihm selbst, sondern in der ewigen Wahrheit liegt, in dem hochgehaltenen Lebensideal. Diese Richtung einer hohen, tief rechtlichen und wahrhaften Natur setzt immer einen Kampf voraus und dazu einen zwiefachen: den inneren Kampf mit dem eigenen Ich, welches nach der menschlichen Schwachheit unfähig ist, das Ideal zu erreichen, und den äußeren Kampf mit der Welt und dem Leben, in welchen dieses Ideal gestempelt wird zu Lüge und Niedrigkeit. Die Seele, erschöpft durch diesen Kampf, sehnt sich nach Frieden und findet ihn nicht im wirklichen Leben. Aus diesem leidenschaftlichen Sehnen nach Frieden und Wahrheit entsteht nicht selten das Suchen nach einer geistlichen Autorität, der man sich völlig unterwerfen und dadurch das Ziel des Lebens finden könnte. Auf diesem Wege sind viele hochstrebende Seelen der römischen Kirche zugeführt worden, — und werden ihr auch jetzt noch zugeführt, da dieselbe durch jahrhundertelange Erfahrung und die Arbeit vieler Geschlechter eine künstlerisch gearbeitete Disciplin besitzt zur Beruhigung mühseliger und beladener Seelen.

Ihr Streben nach erhöhtem Leben suchte Befriedigung in der Religion, der Natur und den Menschen. „L'admiration,“ so schrieb sie, „c'est mon soleil, ma joie, le plus doux sentiment que je connaisse.“ — Aber, empfänglich für alles Große und Edle in der Menschennatur, für jede Aeußerung von Liebe, Wahrheit, Seelenstärke, war sie unerbittlich streng gegen sich selbst nicht nur, sondern krankhaft empfindlich gegen alle Erscheinungen der Lüge, des Eigenmuthes, der Gemeinheit, — alle kleinen und niedrigen Regungen. Wie oft geschah es ihr, daß sie sich irrte, enttäuscht wurde durch diejenigen, denen sie vertraute, ihre Ideale von ehemals selbst zerschlug, oder mit dem Mantel mitleidiger Liebe die Fehler zudeckte, welche sie für Tugenden gehalten hatte. Es ist wahr, aus ferner Vergangenheit, aus den Denkmälern der Geschichte und der Kunst, mit denen ihre Reisen durch Europa sie genau bekannt gemacht hatten, — sah sie die Helden des Gedankens und der Kunst, die Vollbringer großer Thaten auf ihren Piedestalen vor sich stehen; aber in der Gegenwart, inmitten des wirklichen Lebens und in jener Sphäre, in der sie lebte und verkehrte,

erwartete sie eine Reihe schmerzlicher Enttäuschungen: — wir brauchen uns nur zu erinnern, wie viele ihrer überhaupt die Gesellschaft jener Zeit der Gährung in den 50-er und 60-er Jahren durchzumachen hatte. Sie suchte damals einen Ausgang aus der Wirrsal, ähnlich wie in einer früheren Epoche ihres Lebens, ehe sie in die Hofreise kam. Damals meinte sie inneren Frieden zu finden in der Unterordnung unter den Willen eines Menschen, dem sie vertraute. „Was ich Ihnen versprechen kann,“ schrieb sie 1854 an Walter, „ist unbedingter Gehorsam, wenn Sie mir etwas vorschreiben wollten, und den wärmsten Dank für jedes Wort des Trostes.“ Jetzt war die Zeit des unbedingten Glaubens an einen Menschen schon vorüber, jedoch die geängstete Seele suchte mit neuer Kraft nach einem Ausweg aus den endlosen Widersprüchen des Lebens. So schrieb sie im Jahre 1861: „J'aime le passé, — je sens que les fibres les plus tenaces et les plus sensibles de mon âme y ont pris racine et vont y puiser sans cesse des éléments de force et de patience. Et le passé au fond, avec ses teintes un peu vagues, ses contours adoucis, la lucidité de sa signification pour nous, n'est-il pas le seul moment de l'existence sur lequel notre esprit peut s'arrêter sans trouble.“ — „Le présent et l'avenir — quelle dérision! — Le dégoût pour les choses qui m'entourent, une absence complète d'enthousiasme pour un avenir qui correspond à aucune de mes sympathies, — voilà ce qui m'accable et m'attend dans le monde social. L'âme ne saurait répondre de sa puissance de résistance en de pareilles conjonctures: — j'ai quelquefois l'impression d'un abaissement moral inévitable — déjà commencé peut-être, et qui croit à mesure que le stoïcisme extérieur prend le dessus. Dans le monde on arrive si facilement à cette manière sauvage de faire face à la douleur et à la tentation, montrer un visage serein à ceux qu'on méprise, enfermer ses dégoûts dans une triple cuirasse, et traverser le défi au front et la mort dans le cœur les fanges qu'on amasse sous vos pas, — voilà une tentation à laquelle un esprit fier résiste difficilement, mais qui renferme — je l'éprouve — des éléments destructeurs. Vous avez dans l'âme des tendresses et par conséquent des souffrances infinies, le contrepoids est donc tout trouvé pour vous. Quant à moi, qui ai beaucoup de réflexion et par conséquent beaucoup de révoltes dans l'esprit, je sens que la balance s'enlève dans les airs . . . Alors instinctivement mes regards vont chercher

„l'asile divin d'une autorité sainte, et le majestueux édifice de l'église „catholique m'ouvre ses portes!“

Jedoch diese Stimmung war, Gott sei Dank, eine vorübergehende. Die lebhaft praktische Thätigkeit, in welche Editha vermöge ihrer besonderen Stellung hineingezogen wurde, half ihr aus sich heraustreten, und — nicht Frieden schließend mit dem Schlechten und der Lüge — die Leute zur Arbeit rufen im Namen des Guten und der Wahrheit.

Die orthodoxe russische Kirche war ihr noch verschlossen: — damals, — um wahr zu sein, muß es gesagt werden, — gab es auch in der höchsten Petersburger Gesellschaft, in welcher sie verkehrte, wenige welche, zu dieser Kirche gehörend, mit ihrem Leben gelebt hätten, oder fähig gewesen wären, Editha Rathen in dasselbe einzuführen, die wißbegierigen Fragen ihres Geistes und Herzens zu beantworten, in deren Begriffen von der griechischen Kirche sich viele Vorurtheile baltisch-deutscher Anschauungen widerspiegelten. Aber mit der Zeit wuchs ihre Seele auch nach dieser Seite hin. Die feinfühligste Seele, gebildet an der heiligen Poesie des Bibelworts, erkannte bald den tiefen Sinn und die hohe Poesie des orthodoxen Gottesdienstes, und übte sich darin — nicht an Formen und Symbolen haftend — durchzudringen bis zu ihrem tiefstünnigen Gehalt. In Moskau, wohin sie mit der Großfürstin kam, enthüllte sich ihr die ganze historische Großheit der griechischen Kirche und sie verstand, wie lebendig sie sich in der Volksseele widerspiegelte, wie umgekehrt die Seele des Volkes in ihr. In Moskau auch näherte sie sich Leuten, die ihr zum ersten Mal Aufschluß geben konnten über die Kirche und den Glauben des Volkes, in allen den Fragen die sie interessirten: die Samarin, Tscherkassky, die Tutschewskys konnten ihr Dinge sagen, die ihr vollständig neu waren, die sie früher nie gehört. Hier fand sie neue Menschen, welche in ihr die edle Seele fühlten, und gewann Freunde für's Leben.

Nach ihrer inneren Ueberzeugung, ihrer Art zu denken, den Ueberlieferungen ihrer Familie und Heimath, des ganzen Kreises, aus dem sie die ersten Jugendeindrücke gewonnen hatte, blieb sie Protestantin. Aber ihr Herz war fähig die Wahrheit und Schönheit zu empfinden, wo es auch sei, und das mannigfache Wehen des Geistes in allen seinen Erscheinungen zu verstehen. Gleich vorzüglich das Russische wie das Deutsche beherrschend, übersezte sie in's Deutsche — und übersezte meisterhaft — das bekannte Vorwort Samarins zu den Schriften Chomjäkows, und den Aufsatz Chomjäkows über die einigte Kirche. Bei dieser Gelegenheit schrieb sie 1871:

„Je vénère l'Eglise du pays auquel j'appartiens parce que j'ai appris à la connaître est j'en apprécie la force a raison de sa douceur. On la méconnaît, on la juge à faux par l'ignorance, comment ne saisisrais — je pas avec empressement chaque occasion de la montrer sous son vrai jour! Comment ne me serait-il pas doux d'apporter mon grain de sable à une oeuvre de vérité, qui en éclairant les esprits, doit nécessairement allumer la charité fraternelle dans les coeurs! Que m'importe la divergence des dogmes qui ne font pas le salut. Mais“ — fügte sie hinzu, „tout ceci n'implique aucune solidarité de doctrine, aucune acceptation tacite de quelque enseignement que ce soit, contraire au protestantisme: ce que je pense, ce que je dis, ce que je fais est strictement protestant.“ . . . Und nicht nur die Kraft der Ueberlieferungen band sie an die Religion ihrer Väter, wenn sie auch mit Trauer der Zerfetzung des religiösen Gefühls und der alten protestantischen Ueberlieferungen in dem neuen Deutschland folgte. Was sie zu dem Protestantismus hinzog, war jenes Ideal, welches sie seit ihrer Kindheit in der Seele trug und mit der Idee der lutherischen Lehre verband, — das Ideal der Verwirklichung der göttlichen Wahrheit im christlichen Leben. 1875 schrieb sie, angeregt durch das bekannte Buch Vinets über das Familienleben: „Mon coeur retrouve dans ce tableau „le type parfait que peut réaliser l'Eglise protestante. Elle y arrive „malgré ses erreurs, l'abime ouvert sous ses pas par l'incrédulité, „l'aride austerité de son culte, — seulement en vertu de son ardent „amour de la vérité, cette appellation de Dieu, qui est la plus „chère à l'esprit germanique. Etablir une vraie filiation entre ce que „l'on fait, ce que l'on pense et ce que l'on sent, et alimenter ses „sentiments à la source vive de la vérité éternelle, qui est l'amour „éternel — quelle existence idéale!“

Familienangelegenheiten veranlaßten sie zu einer Fahrt nach Kostroma, wo sie ziemlich lange blieb, umgeben von echt russischem Geist, und das Volk aus der Nähe sah, und inmitten seiner großartigen kirchlichen Vergangenheit tiefer eindrang in den Geist des Volkes und in seine Geschichte. Hier näherte sie sich einer anderen bedeutenden Frau, die — voll Verstand und Energie — ihr Leben einer wohlthätigen Wirksamkeit im Banne der Kirche geweiht hatte: Es war die Mutter Maria, Lebthigin des Klosters in Kostroma. Hier sah Editha ein russisches Kloster in der idealen Verfassung, zu der die Mutter Maria es gebracht hatte.

Eine besondere Bedeutung in ihrer Entwicklung gewann die Freundschaft mit Juri Samarin. Diese beiden gleich vornehmen und hochstrebenden Seelen konnten einander verstehen und würdigen. Beider Geist war genährt durch die Tiefe des Gedankens, eine vielseitige Bildung, nahen Verkehr mit den Berühmtheiten der russischen wie der europäischen Gesellschaft, in beider Seelen glühte das Gefühl für Recht und Wahrheit und der Wunsch dieselben im Geist und im Leben Gestalt gewinnen zu sehen. Beide — obgleich von verschiedenen Punkten ausgehend — waren erfüllt von heißer Liebe zum russischen Vaterlande und von Entrüstung gegen jede Lüge und Ungerechtigkeit. Doch bei E. Rahden theilte sich dieses Gefühl, indem es verbunden war mit der Liebe zu ihrer engeren, baltischen Heimath, aus der sie ihre frühesten Gefühle, die Anfänge ihrer Geisteskultur und die Ueberlieferung einer langen Reihe von Vorfahren mit in's Leben gebracht hatte. Auf diesem Boden war ein Zusammenstoß mit Samarin unausweichlich, dem Autor der „Nigaischen Briefe“ dem Herausgeber der „Grenzmarken Rußlands.“ Jedoch die auf beiderseitiger Hochachtung ruhende, von völliger Aufrichtigkeit in Gedanken und Wort getragene Freundschaft, überwand auch diese Prüfung. Editha hatte den bitteren Verlust dieses Freundes zu beweinen, aber bis zu seinem Tode blieben ihre Beziehungen unverändert, und der später (1893 in Moskau) veröffentlichte Briefwechsel wird für immer ein Denkmal bleiben des freundschaftlichen Kampfes eines starken, von seinem Recht durchbrungenen Männergeistes mit einer tiefen weiblichen Seele, die ausgerüstet war mit der ganzen Gluth eines die Wahrheit in allen menschlichen Beziehungen suchenden Gefühls.

In den letzten Jahren ihres Lebens wurde Editha unsere Kirche vertraut, und brachte ihr manchen Trost, — doch sie zerriß nie das Band, welches sie an die Confession knüpfte, in der sie geboren war und mit der sie unauflöslich ihre Jugenderinnerungen sowohl als die häuslichen Traditionen und die herzlichen Beziehungen zu ihren Verwandten verbanden. In ihr war nichts von jenem lutherischen Fanatismus, welcher von oben herab und verächtlich auf Andersgläubige sieht, sich selbst als Centrum der einzig culturgemäßen und vernünftigen Art des Glaubens betrachtend. Tief den — der Masse der Lutheraner so unverständlichen Sinn der Dogmen nicht nur, sondern auch der Gebräuche der orthodoxen Kirche verstehend, vom künstlerischen Standpunkt aus die Schönheit unserer Gottesdienste schätzend und liebend, war sie fähig in unserer Kirche mit uns zu beten und war uns dem Geiste nach nicht fremd, obgleich sie formell nicht zu

unserer Kirche gehörte. Ihre schwere Krankheit trug sie mit bewunderungswürdiger Geduld, ihre Leiden auch vor ihren nächsten Freunden verbergend. Aber ihre nächsten, sie tief und zärtlich liebenden Freunde waren orthodoxe Leute — und ihre religiöse Richtung spiegelte sich in der Kranken wieder, welche in den letzten Tage vor dem Tode unbeweglich dalag. Ihr erlöschender Blick schien um Fürbitte zu flehen und blieb mit Liebe an dem Bilde des Erlösers und der Mutter Gottes haften, welches zu der Sterbenden von der sie innigliebenden Mutter Maria gebracht war, der Lebthigin von Kostroma. Wie verdächtig erschien dieses Bild dem Pastor, der die Leidende besuchte. Er fürchtete natürlich die Orthodoxen könnten ihm im Stillen dieses Schäflein aus der Herde locken. Unnütze Befürchtungen: — keiner der orthodoxen Freunde Edithas hätte sich dazu entschlossen, ihrem Gewissen Gewalt anzuthun, — doch fühlten alle, daß in ihr eine Flamme erlosch, die von unserem Feuer genährt war, und als sich an ihr das Mysterium des Todes vollzog, that es freilich allen weh, daß nicht die Schönheit unserer kirchlichen Leichenfeier ihrem letzten Wege die Weihe geben sollte.

So ging sie dahin. In ihrer Leiche weinten viele verwaiste Seelen, welche sie mit ihrer sittlichen Kraft hielt, Seelen, welche einen starken Willen, klugen Rath, freundliche Liebe, thätigen Antheil nöthig hatten. Es weinten Freunde, denen sie treu in Freundschaft und in der Kraft lebendigen Austausch erleuchteter Gedanken gewesen war. Nicht nur die Schwachen, es weinten auch die Starken, welche in ihr verloren die Stimme eines ehrlichen Gewissens und starken Geistes, und eine stets zu thätiger Verwirklichung lebendiger und wahrer Gedanken bereite Hand.

Am 12. October 1885 senkten wir sie in's Grab auf dem Kirchhof von Peterhof. Dort liegt sie einsam zwischen einer Menge überwucherter Gräber . . . Aber ihr Gedächtniß ist lebendig und wird hochgehalten unter den — ach! schon nicht vielen ihrer übriggebliebenen Freunde. Für sie sind diese Blätter geschrieben — zur Erinnerung an unsere entschlafene theure und liebe Editha.

St. Petersburg, 21. November 1893.





Unser Wald.

Ich hab' durchzogen die weite Welt,
Ich hab am Südmeer gestanden —
Und dort wo eisige Wache hält
Die „Jungfrau“ ob freien Landen;
Ich hab' Drangen vom Baum gepflückt
Und geruht unter blühenden Myrthen,
Ich habe gelauscht, berückt und entzückt,
Dem Lied des italiſchen Hirten.
Doch wo ich im Wandern auch machte Halt,
Stets hört ich dein Brausen und Rauſchen,
Du hoher, du herrlicher nordiſcher Wald,
Dem mußt' ich ſehnjuchtsvoll lauſchen.
D rausche und brause gewaltig du
Auch einst über meinem Grabe,
Wenn ich die letzte, die tiefſte Ruh'
Allendlich gefunden habe!
Und streu' alljährlich über mich aus
Den duftigen Blüthenregen,
Reich' mit den Zweigen an's ſtille Haus,
Wünſch' „ewigen Schlummers“ Segen! —



Das Baltische Dichterbuch.

Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Reval 1894.

I.

Wie oft ist nicht die Behauptung ausgesprochen worden, die baltischen Provinzen hätten keine Dichter hervorgebracht, ja es sei unmöglich, daß ein Poet aus ihnen hervorgehen könne! Diese Ansicht war und ist noch immer so verbreitet und herrschend, daß man jedem unter uns aufstehenden poetischen Talente mit Mißtrauen begegnet, und von vorneherein geneigt ist seinen Beruf und seine Bedeutung in Zweifel zu ziehen. Daher erklärt es sich, daß die zahlreichen in älterer und neuerer Zeit bei uns an's Licht getretenen dichterischen Versuche, fast immer nur in dem engeren Kreise der Verwandten und Freunde ihrer Verfasser und Verfasserinnen, allenfalls noch bei deren engeren Landsleuten, Anklang und Theilnahme gefunden haben, während die Masse der gebildeten baltischen Gesellschaft sich höchst gleichgültig gegen sie verhält und meist mit kühler Ablehnung an ihnen vorübergeht. Man schätzt durchweg nur das aus der Ferne zu uns Kommende, das was im Mutterlande Anerkennung findet, dort den Stempel des Bedeutenden oder Beachtenswerthen erhalten hat, und ist oft von Producten entzückt und begeistert, die, wenn sie in der Heimath erschienen wären, gewiß keine Beachtung gefunden hätten. Als Beispiel dafür können die episch-lyrischen Werke von Julius Wolff dienen, die bei uns so zahlreiche Verehrer und noch mehr Verehrerinnen haben. Wie schwer ist es dagegen selbst einem so hervorragenden und ursprünglichen Talente wie Pantenius geworden, sich die Anerkennung seiner Landsleute zu erringen und es fehlt noch immer viel daran, daß sie eine allgemeine wäre. Nicht

zum Wenigsten hat die unter uns herrschende geringe Neigung, das dichterische Talent eines unserer Landesgenossen anzuerkennen und zu schätzen in dem eigenthümlichen Charakter des baltischen Lebens ihre Wurzeln. Wir Balten bilden im Grunde eine große Familie, deren Glieder mit einander in Verbindung stehen oder wenigstens von einander wissen; wo Jeder den Andern genau zu kennen glaubt, da wird man nicht eben geneigt sein, zuzugestehen, daß Jemand vor Andern sich durch eine besonders hervorragende Eigenschaft auszeichne, ein eigenartiges Talent vor Andern voraus habe. In neuester Zeit scheint die Gleichgültigkeit gegen die einheimische poetische Production sich freilich geändert zu haben, die öffentliche Kritik behandelt die neu an's Licht tretenden dichterischen Erscheinungen baltischer Autoren durchweg mit Wohlwollen und Anerkennung, aber die Aenderung ist doch nur eine scheinbare; denn unser gebildetes Publicum bringt den einzelnen neu auf tretenden Poeten auch gegenwärtig kaum mehr Sympathie entgegen als früher und die Meinung, daß wir Balten wirkliche Dichter haben, begegnet noch immer starken Zweifeln und bedenklichem Kopfschütteln.

Das Baltische Dichterbuch von J. E. von Grotthuß setzt es sich zur Aufgabe, den augenfälligen Beweis zu liefern, daß es auch in baltischen Landen Dichter gegeben hat und noch giebt, daß ihre Zahl eine ansehnliche ist, endlich daß der Geist der Dichtung seit der Begründung des deutschen Lebens an den Ostseeküsten im XIII. Jahrhundert bis zur Gegenwart dem baltischen Lande nie ganz fremd gewesen ist. Das Baltische Dichterbuch bietet in einem stattlichen, elegant ausgestatteten Bande eine umfassende Auswahl alles dessen, was in poetischer Form im Laufe von sechs Jahrhunderten bei uns geschrieben und veröffentlicht worden ist; der Herausgeber hat der Sammlung eine literärhistorische Einleitung vorausgeschickt und biographische Nachrichten und Charakteristiken der einzelnen Dichter hinzugefügt. Das Ganze ist nicht nur ein Beweis warmer Liebe zur Heimath, sondern auch das Resultat mehrjähriger Arbeit und emsigen unermüdeten Fleißes. Das Buch ist für viele unter uns eine Ueberraschung gewesen und ist mit berechtigter Anerkennung und verdientem Danke in weiten Kreisen aufgenommen worden. Man kann sich dessen nur freuen und wünschen, daß die Sammlung in recht viele Hände gelangen möge. Ob und wie weit das Buch in der That den alten Zweifel an der dichterischen Schöpferkraft unter unseren Landsleuten widerlegt, das wollen wir später erörtern. Gleich hier müssen wir bemerken, daß wir die Holzschnitt-Portraits der Dichter lieber weggewünscht hätten; viele geben nur eine sehr

ungenügende Vorstellung von den dargestellten Personen, einige sind ganz mißlungen, nur wenige befriedigen wirklich. Nachdem das Baltische Dichterbuch nun schon einige Monate unter uns verbreitet ist, und eine, wir wiederholen es, verdiente freundliche Aufnahme erfahren hat, scheint es uns im Interesse der Sache am Platze zu sein, das Werk auf die Richtigkeit seiner Anlage und auf seine Vollständigkeit hin zu prüfen, auf die ästhetische Beurtheilung der einzelnen Poeten von seiten des Verfassers einzugehen und schließlich zu erwägen, ob es das erstrebte Ziel erreicht hat.

Bei der Ausführung der Absicht, eine Uebersicht über die dichterische Production eines Landes, eines Volkcs oder einer Provinz in charakteristischer Auswahl zu geben, kann man auf verschiedene Weise verfahren. Man kann die ausgewählten Gedichte nach den poetischen Gattungen gruppieren, man kann die Dichter in alphabetischer Reihenfolge vorführen, man kann eine reine Blüthenlese, d. h. nicht eine Auswahl des für die einzelnen Poeten Charakteristischen, sondern des am meisten Gelungenen und Ansprechenden veranstalten, man kann endlich literärhistorisch verfahren, d. h. die einzelnen Dichter nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge ordnen. Der erste Weg wird sich nur bei den Literaturen großer Völker mit Nutzen beschreiten lassen, das zweite Verfahren wird als ein rein äußerliches am wenigsten zweckmäßig und empfehlenswerth sein, da es den geschichtlichen Zusammenhang völlig zerreißt; die reine Anthologie kann sich bei reichen Literaturen neben andern Methoden für den ästhetischen Genuß wohl empfehlen, wird aber auf einem noch wenig bekannten Gebiete, das außerdem an hervorragenden Talenten wenig reich ist, nicht zweckentsprechend sein. So bleibt denn die literärhistorische Anordnung als die nach unserer Ueberzeugung allein geeignete übrig; die geschichtliche Betrachtung erscheint uns für die provinzielle Literatur, die sich unter der Einwirkung der großen geistigen Bewegungen auswärts entfaltet und von ihnen Anregung und Richtung empfängt, als die einzig richtige. Der Herausgeber des Baltischen Dichterbuches hat das auch erkannt, aber das richtige Prinzip nicht streng durchgeführt, sondern verschiedene Anordnungsweisen zu vereinigen gesucht, und wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, einen unbefriedigenden Mittelweg eingeschlagen. Während er bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts die Eintheilung nach der Zeitfolge ganz richtig festhält, läßt er sie mit dem XIX. Jahrhundert unbegreiflicherweise vollständig fallen und führt nun die rein alphabetische Anordnung durch. In Folge dessen ist es dem Leser völlig unmöglich gemacht die Einwirkung der verschiedenen aufeinander folgenden Richtungen

der deutschen Literatur und ihrer Hauptvertreter auf die baltischen Poeten zu verfolgen und sich zu vergegenwärtigen, ein Gesichtspunkt von großer Wichtigkeit sowohl in literärhistorischer als in kulturgeschichtlicher Beziehung. Der Einfluß Schiller's und Wieland's, dann der romantischen Schule, hierauf in ganz besonderem Maße Heine's, ferner Geibel's, endlich modernster Richtungen ließe sich an den Productionen baltischer Dichter unseres Jahrhunderts deutlich nachweisen, und es ist daher in hohem Grade zu bedauern, daß J. E. v. Grotthuß nicht die für diesen Zweck allein richtige chronologische Gruppierung gewählt hat. In einer neuen Auflage sollte der Herausgeber, da sich eine völlige Umwandlung der von ihm beliebten Anordnung schwerlich wird ausführen lassen, wenigstens eine streng chronologisch geordnete Uebersicht der Poeten des XIX. Jahrhunderts hinzufügen.

Die literärhistorische Einleitung des Herausgebers ist eine verdienstliche Arbeit; wenn sie auch auf den Forschungen Th. von Kieckhoffs und Anderer beruht, so gibt sie doch dem gebildeten Leserpublikum eine erwünschte Uebersicht über ein den Meisten bisher wohl recht unbekanntes Gebiet, und auch wer mit der Sache vertraut ist, wird doch gern der mit Liebe geschriebenen Darstellung folgen. Gegen Einzelnes wird man freilich Bedenken haben, so glauben wir z. B. nicht, daß es eine wirkliche deutsche Volksdichtung in altlivländischer Zeit bei uns gegeben hat und ob alles, was Johann von Wenden niedergeschrieben, wirklich in Livland entstanden ist, erscheint uns sehr zweifelhaft. Jedenfalls ist die hier gebotene reichliche Auswahl aus den altlivländischen Dichtungen, die bisher nur wenigen bekannt und zugänglich waren, sehr dankenswerth. Was die spätere Zeit betrifft, so hat der Herausgeber unseres Erachtens einerseits zu viel und andererseits wieder zu wenig geboten; er hat Dichter aufgenommen, die durchaus nicht in ein Baltisches Dichterbuch gehören, und hat dagegen andere übergangen, die ein volles Recht auf Berücksichtigung in einem solchen Werke haben, er hat endlich einzelne Gedichte von Autoren aufgenommen, die wohl selbst nie darauf Anspruch machen werden, Dichter zu sein. Wir wollen im Nachfolgenden die Belege für unser Urtheil geben. Gar nicht in das Baltische Dichterbuch gehören Andreas Beck, Alexander Fischer, Elisabeth Kulmann, Mettlerkamp und Wilhelm Smets, der zwar zufällig in Reval geboren ist, aber sein ganzes Leben hindurch in gar keiner Beziehung zu den baltischen Provinzen gestanden hat; ebenso hätten mehrere dichterische Versuche einiger kaum flügge gewordener Poeten der Gegenwart ohne Schaden fortbleiben können oder wenigstens in stark

reducirter Auswahl vorgeführt werden sollen. Daß von Paul Fleming mehrere der auf seinen Aufenthalt in Estland sich beziehenden Gedichte in das Dichterbuch aufgenommen sind, damit sind wir ganz einverstanden und hätten gewünscht, daß noch einige mehr mitgetheilt wären. Aber warum fehlt Herder in dem Dichterbuche? Wenigstens sein „Lied auf Grafenheide“ hätte unbedingt hineingehört. Warum ist Kogebue unbeachtet geblieben? Sein „Es kann ja nicht immer so bleiben“, war Jahrzehnte lang eines der am Meisten verbreiteten Gesellschaftslieder. Als Typus der Gelegenheitsdichter in unserem Lande hätte der in Hochzeits-, Geburts- und Todes-Carmina unererschöpfliche Christian Bornmann † 1714, nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Aus dem XVIII. Jahrhundert wären des Majors Pierre von Campenhausen Gedichte als Beispiel des in der höheren Gesellschaft damals herrschenden französisch-sächsischen Geschmacks zu erwähnen gewesen. Auf jeden Fall hätte M. H. Arvelius, dieser eifrige Nachahmer und Verehrer Wielands, im Dichterbuche berücksichtigt werden müssen; seine „liesländische Iris“ von 1784 hat damals zu einem heftigen Federkriege zwischen Kogebue und J. H. Jannau geführt. Von Dichtern, deren Geburt noch ins XVIII. Jahrhundert fällt, hätten ferner Christian Langhansen † 1816, H. D. Kollb † 1822 und Karl Morgenstern wohl Berücksichtigung verdient; des Letzteren „Töne vom Lebenspfade“ enthalten einzelne recht ansprechende Gedichte. Auch von B. G. Becker, dem Bruder der Sophie Schwarz hätte wohl ein Gedicht aufgenommen werden können, und die Gedichte des reformirten Predigers in Riga, D. Collins † 1814, hätten ebenfalls einige Ausbeute gewährt. Ferner hätten die plattdeutschen Gedichte von Martin Asmus, Dorpat 1853, ihrer Merkwürdigkeit wegen nicht unbeachtet bleiben dürfen. Der Verfasser war zwar im Auslande geboren, hat aber den größten Theil seines Lebens in Riga und in Dorpat verbracht und ist an dem letztgenannten Orte 1844 gestorben. Von Dichtern des XIX. Jahrhunderts vermissen wir besonders zwei: Ludolf Schley, einer der ersten Uebersetzer von Tegnér's Frithjofs-Sage und nicht unglücklich als Balladen-Dichter, und Theodor von Sacken, von dessen 1868 erschienenen Gedichten einige ins Italienische übersetzt worden sind. Weiter hätte neben Roman von Bubberg auch der Kurländer Otto von Bubberg, einer der ersten Uebersetzer von Hebel's allemanischen Gedichten in's Hochdeutsche, mit seinen „Tönen des Herzens“ nicht vergessen werden sollen. Auch Ernst von Brunnow hätte erwähnt werden können. Neben Franzius hätte dem in der Jugend dahingeshiedenen Alexander Rydenius

ein Plätzchen eingeräumt werden können. Auch des früh verstorbenen Landmarschalls Christian von Stein Gedichte 1839 wären ebenfalls der Berücksichtigung werth gewesen und warum ist der wackere, als Geschichtsforscher so hochverdiente Eduard Pabst ganz vergessen worden? Er hat theils unter seinem eigenen Namen, theils pseudonym als Heinrich Blindner im Inlande wie in revalschen Almanachen viele Gedichte, namentlich Balladen, veröffentlicht, von denen einzelne nicht übel sind. Zu bedauern ist es endlich, daß J. E. v. Grotthuß zwei Sammlungen unbekannt geblieben sind, die ihm manche Ausbeute für sein Buch geboten hätten, wir meinen „die Gedichte aus Dorpat“, 1848 und die Gedichte aus Riga, von denen zwei Bände erschienen sind. In der ersten Sammlung finden sich, was nur Wenigen bekannt ist, Jugendgedichte eines Mannes, der sich nachher einen glänzenden Namen auf dem Felde der Wissenschaft gemacht hat; die zweite enthält neben vielen andern poetischen Versuchen Gedichte von A. Krannhals und F. Kolberg, die mehr als manche mitgetheilte, im Dichterbuche hätten Aufnahme finden können.

Daß J. E. von Grotthuß auch dem geistlichen Liede in seinem Buche einen Raum gewährt hat, ist dankenswerth. Doch auch diese Abtheilung zeigt manche Lücken und bedarf der Nachträge. Wir freuen uns, daß Fürstenbergs schönes Lied Aufnahme gefunden hat, ebenso über die Mittheilung von zwei Liedern Andreas Knöpfens; von diesem würden wir gern noch einige mehr abgedruckt sehen. Sehr vermißt haben wir dagegen im Dichterbuch das herrliche, zuerst 1577 plattdeutsch gedruckte, dann in allen Ausgaben des alten rigischen Gesangbuches sich findende Lied: „Zu dir allein in dieser Noth wir, deine Kinder, rufen.“ Auch einige Proben von J. J. Simonis † 1733 wären erwünscht gewesen. Sehr zu bedauern ist die Nichtaufnahme der beiden geistlichen Lieder von J. N. Patkul, die in einer künftigen Neuausgabe durchaus nachgetragen werden müßten. Ferner hätten die geistlichen Gedichte der Herzogin Gottliebe Benigna Biron nicht unbeachtet bleiben dürfen, endlich die formgewandten religiösen Poesien der Frau M. v. Malsch wohl berücksichtigt werden können.

Eine Erklärung, ja Entschuldigung für die mannigfachen von uns nachgewiesenen Lücken der Sammlung liegt darin, daß der Herausgeber sie außerhalb unseres Landes veranstaltet hat und daher natürlich vielfach ganz auf die Unterstützung aus der Heimath angewiesen war, da in Deutschland gewiß nur wenige der nothwendigen Bücher und Schriften aufzutreiben waren. Mit der Aussicht auf Vollständigkeit kann eine solche Sammlung

eigentlich nur im Lande selbst unternommen werden, und auch da nicht ohne Mühe, weil nur an wenigen Orten die poetischen Producte unserer Provinzen planmäßig gesammelt und aufbewahrt werden; meist läßt man sie mit Geringschätzung beiseite liegen. Und doch sind diese Bücher und Büchlein für die Kenntniß des geistigen Lebens, des Geschmackes und der Lebensanschauung bei uns in den letzten zwei Jahrhunderten nicht weniger wichtig als Urkundensammlungen und Briefladen für die politische Geschichte und die Entwicklung der Standes- und Besitzverhältnisse früherer Zeit. Daß es J. E. v. Grotthuß' Bemühungen trotz seiner Entfernung von der Heimath gelungen ist doch noch so viel Material zusammen zu bringen, wie sein Buch enthält, ist aller Achtung werth; unsere Ausstellungen und Nachweisungen mögen ihm als Fingerzeige für spätere erweiterte Auflagen dienen.

Was die aufgenommenen Gedichte selbst betrifft, so sind wir darin von dem Herausgeber principiell verschiedener Meinung, daß wir von älteren Dichtern mehr, von Neueren und Neuesten weniger aufgenommen hätten; während jetzt die Poeten der Gegenwart reichlich, oft überreichlich zu Worte kommen, sind die Aelteren mit wenigen Ausnahmen recht farg vertreten und wir vermissen da manches Gedicht, welches der Aufnahme durchaus würdig gewesen wäre. Von Jacob Lenz, dem größten dichterischen Genius unserer Heimath waren unbedingt mehr Gedichte aufzunehmen; es fehlt sogar sein wundervolles Gedicht: „An das Herz.“ Ebenso ist Karl Peterfenn, der livländische Dichter, nur mit zwei Dichtungen vertreten; wenigstens ein paar seiner Gelegenheitsgedichte, wie das von B. Hehn so gepriesene an Julius Lohman in Woiseck, hätten jedenfalls noch mitgetheilt werden sollen. Von Trinius vermissen wir „den Bergmann zu Jalun“, auch von Karl Graß hätte mehr geboten werden können, und von N. H. v. Weyrauch hat der Herausgeber gerade die besten und gelungensten Gedichte, welche in Hauptachs inländischem Museum abgedruckt sind, unberücksichtigt gelassen. Wir sind genöthigt hier abzubrechen; in einem zweiten Theile werden wir des Herausgebers ästhetische Beurtheilung der baltischen Poeten und ihrer Erzeugnisse besprechen und den eigenthümlichen Charakter der baltischen Dichtung zu kennzeichnen versuchen.

H. D.



Ueber die älteste Verfassung Riga's¹⁾.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig ist kürzlich (1894) eine Broschüre erschienen, die zu den interessantesten historischen Untersuchungen des letzten Jahrzehnts gerechnet werden darf. Es ist das von August von Bulmerincq verfaßte Werk über den Ursprung der Stadtverfassung Riga's, in der verschiedene neue Gesichtspunkte eröffnet und viele hergebrachte Anschauungen umgestoßen werden. Die ganze Entwicklung der Darstellung gestaltet sich in so ansprechender, lichtvoller Weise, wie wir das in wissenschaftlichen Arbeiten selten zu bemerken Gelegenheit finden, weshalb auch der erste Eindruck des Buches blendend wirken mußte. Die nähere Betrachtung der Bulmerincq'schen Darlegungen rief schon im Kreise der livländischen Historiker einige Meinungsverschiedenheiten hervor, denen dann mehr oder weniger heftige Angriffe folgten, die sich schließlich von einer Seite fast zur vollständigen Verurtheilung des Buches steigerten.²⁾

Sowohl das Zusammenstoßen der entgegengesetzten Ansichten wie auch die verschiedenartige Beleuchtung der Verfassungsverhältnisse zur Zeit der Anfänge der deutschen Colonie lassen die Wiederholung der Betrachtung der angeregten Fragen zur Förderung der Kenntniß baltischer Geschichte gerechtfertigt erscheinen.

1) Folgender Aufsatz ist in seinen Haupttheilen am 9. Febr. 1894 in der 582. Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga vorgetragen worden. „Düna-Zeitung“ Nr. 20, 21 von E. S. ibid. Nr. 43.

2) Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga. Riga'sch. Stadtblätter Nr. 9 von A. P., ibid. Nr. 11 von B. Hollander. „Zeitung für Stadt und Land“ Nr. 34 von J. Birgensohn, ibid. Nr. 46, von A. v. Bulmerincq. „Düna-Zeitung“ Nr. 93. 583. Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga, von J. Birgensohn.

Bulmerincq führt uns mit großer Sicherheit in die Zeit der Anfänge des deutschen Lebens an der Düna und läßt vor unserm geistigen Auge das Bild der Gründung Rigas und des daselbst sich entwickelnden Gemeinwesens in deutlichen Conturen aus dem Nebel der Vergangenheit entgegen-treten. Ueber viele Dinge, die für uns bisher ganz in Dunkel gehüllt waren oder die sich nur in verschwommenen Grenzen uns zeigten, sucht Bulmerincq helleres Licht zu verbreiten. Durchaus überzeugend ist die Darlegung, daß keineswegs der Zufall, sondern ein ganz zielbewußtes Streben den Schwerpunkt des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Rußland von Wisby und Nowgorod an die Ufer der Düna verlegte. Nachdem der Verfasser gezeigt, wie der Streit der Nowgoroder mit den Deutschen innerhalb eines Decenniums von 1189—1199 letztere veranlaßte eine neue Wasserstraße nach Rußland aufzusuchen und einen dauernden Halteplatz an der Düna in Aussicht zu nehmen, führt er uns zur Gründung Rigas. Die Mission, die den Spuren der deutschen Kaufleute folgte, fixirte den Punkt, wo der deutsche Kaufmann einen Anker- und Ruheplatz fand, und von wo aus mit dem Handel Mission und Kirchenherrschaft sich ausbreiten sollte. Bischof Albert legt einen Markt an, wo sich Kaufleute ansiedelten, die von Albert ein besonderes Marktrecht erhielten. Die rigischen Bürger waren von Anfang an keine Ackerbauer, sondern Leute, die im Betriebe eines Handwerks oder des Handels ihren Unterhalt fanden. „Unter dem mercator“, sagt Bulmerincq, „verstehe ich den Mann, der auf dem Markte seine Waaren feil bietet, also auch den für den Markt arbeitenden Handwerker und den Hausirer“. Zum Schutze der jungen, im heidnischen Lande gegründeten Colonie, genügte nicht das Zusammenschließen der hier am Markt ansäßig gewordenen deutschen Kaufleute und Gewerbetreibenden. Sollte diese neue Pflanzung Wurzel fassen, so bedürfte es einer stehenden, waffengeübten Macht. Von diesem Bedürfniß geleitet rief Albert, in richtiger Verwerthung der vorwaltenden Tendenzen der Zeit, den Schwertbrüderorden in's Leben. Was Bulmerincq über das Verhältniß des Schwertbrüderordens zum Bischof Albert sagt, hat mich mit nicht geringer Genugthuung erfüllt; tritt er doch mit einer Ansicht hervor, die ich schon vor 15 Jahren in meiner Programmschrift des Stadt-Gymnasiums zu Riga: (1879, 4^o, Seite 3, 9 und 10, Anm. 8) „Ueber ein Zeugniß der revalschen Domcapitels zu Gunsten des Ordens in Livland vom 22. December 1337“, vertrat. Bulmerincq spricht sich über das Verhältniß des Bischofs zu den Schwertbrüdern folgendermaßen aus: „Ein Lehns-

verhältniß zwischen Bischof Albert und dem Orden wurde nicht begründet. Bischof Albert ist nie Lehnsherr des Ordens gewesen, der Orden war Bischof Albert nicht zu Lehnswidrigkeiten verpflichtet. Bischof Albert war nur der dominus spiritualis der Ordensglieder. Der Orden war seiner Bestimmung gemäß zum Kampfe gegen die Heiden wie überhaupt gegen alle Wiederjacher der christlicher Niederlassung in Livland verpflichtet und erhielt gleichsam als Unternehmungsgewinn den dritten Theil des eroberten Landes.“

Meine, wie schon gesagt, vor 15 Jahren ausgesprochene Ansicht über das Verhältniß des Ordens zu den Bischöfen, die damals keinen Anklang fand, wird jetzt von Bulmerincq, dem meine Auseinandersetzungen unbekannt geblieben sind, verfochten. Daher ist es wohl hier am Platz, zumal Bulmerincq für seine Behauptung keine Beweise anführt, meine Ansichten über die angeregte Frage, wenn auch nur in *parenthesi*, zu wiederholen. Nachdem ich auf S. 3 meiner oben genannten Untersuchung mich gegen die Annahme, daß der Orden Lehsträger des Erzbischofs, resp. der Bischöfe, von Livland gewesen, ausgesprochen, führe ich zur Begründung meiner Ansicht j. S. 9 u. 10 Anm. 8 Folgendes an: „Obwohl weder in den drei Vertragsurkunden zwischen der Geistlichkeit und dem Orden (Livländ. Urkb. Nr. 16, 62, 99“) der weltliche Lehnseid gefordert wird, noch aus der Ueberlieferung der Quellen irgend eine Andeutung über diese Verpflichtung des Ordens hervorgeht, so behauptet doch v. Bunge (der Orden der Schwertbrüder p. 51 fgg.) in der Ueberzeugung, daß der Lehnseid als ein wesentlicher Bestandtheil der Belehnung sich bei jeder Investitur von selbst verstehe, der Orden habe das *jurementum fidelitatis* oder das *homagium* geleistet. Diese Anschauung theile ich nicht und glaube vielmehr, da man die Abhängigkeit des Ordens in besondere Formen gekleidet hat, die von denen, die ein Lehnverhältniß bezeichnen, doch wesentlich abweichen, daß man auch besondere Verhältnisse zwischen den beiden geistlichen Machthabern habe schaffen wollen. Es hat den Anschein, als ob die Prälaten Livlands, noch getragen von der reinen Begeisterung für die Idee der Herrschaft der Kirche im fernsten Osten, es für unangemessen erachtet hätten, sich über den Orden, diesem in gewissem Sinne ihnen ebenbürtigen geistlichen Institute, als weltliche Lehnsherrn zu stellen, und bestrebt gewesen seien, ihn in Rücksicht auf seinen geistlichen Charakter nur durch das Band des canonischen Gehorsams an sich zu fesseln. Darum vermied man in den Vertragsurkunden die Bezeichnung *feudum* (*feudum* in der Urkunde vom Jahre 1235 ist die erste Benennung des Ordensgebietes in weltlichem

Sinne, ohne daß man irgend welche Folgerungen daraus zu ziehen beabsichtigte), darum berichtet uns Heinrich von Lettland, der als Zeuge jener Rechtsvorgänge zu betrachten ist, über die Lehnsherrlichkeit des Bischofs über den Orden nichts. Diese Gründe bestimmen mich, mich mehr der von Rathlef (p. 15, 69, 70, 95—109 e. e. l.) vertretenen Anschauungen zuzuwenden, daß die Bischöfe nicht berechtigt gewesen,¹⁾ den Lehnseid vom Orden zu verlangen, an welche Forderung während eines Jahrhunderts, obgleich der Streit zwischen den beiden geistlichen Gebietern keineswegs ruhte nicht gedacht wird. Erst als Riga verloren zu gehen scheint, und mit dem Verlust dieser Stadt die weltliche Macht der Geistlichkeit zusammenzustürzen droht, greift man zu dieser Interpretation der Vertragsurkunden, und das ist ganz natürlich; in einer Zeit, in welcher die Gegner des Ordens alle Mittel zur Behauptung ihrer Oberhoheit in Anwendung brachten, wäre es auffallend, wenn sie es außer Acht gelassen hätten, sich die zweideutige Fassung der Vertragsurkunden, zumal ja der Orden seinen Nimbus der Geistlichkeit bereits längst eingebüßt hatte, zu Nuße zu machen. Es ist ferner beachtenswerth, daß der Erzbischof Frommhold in der Schlußverhandlung zu Danzig 1366, obwohl er bei seinem ersten Auftreten daselbst neben der *Obedientia* auch das *homagium* und das *juramentum fidelitatis* gefordert hatte, nur die *Obedientia* verlangt (cf. *Hermani de Wartberge, Chronicon Livoniae, Separatabdruck aus dem II. Bd. d. Script. rer. Prussi. p. 78. 79. Hermani de Wartberge, Relatio etc. ibid. p. 146, Nr. 14*). Was anders konnte ihn zu diesem Verzicht veranlaßt haben, als die Ueberzeugung von der mangelhaften Beweiskraft seiner Ansprüche, die hier den Unwillen des Ordens erregt hatten, wie das die ironische Bemerkung: „*Ecce, qui scribit se velle amicabiliter placitare!*“ die Hermann von Wartberge bei der Wiedergabe derselben hinzufügt, bezeugt.“

Manche der interessanten Darlegungen im Bulmerincq'schen Werke sind in ähnlicher apodiktischer Weise zum Ausdruck gebracht worden, wie die Frage hinsichtlich des Verhältnisses zwischen dem Bischof und dem Schwertbrüderorden. Die Auseinandersetzungen über die Kaufmannsgilde, auf die ich besonders später meine Aufmerksamkeit richten werde, die An-

¹⁾ Obwohl Rathlef zugiebt, daß die an den Orden gerichtete Forderung eines Lehnseides von Seiten der Bischöfe ein unberechtigtes Verlangen gewesen sei, so kann er doch nicht umhin die Lehnspflicht des Ordens den Bischöfen gegenüber anzuerkennen, welche Schlußfolgerung v. Bulmerincq mit Recht in Zweifel zieht.

sichten über die Beziehungen Bischof Alberts zu König Waldemar von Dänemark, über die Verschwörung der Rigenfer gegen Albert, die Erklärung des von Heinrich von Lettland gebrauchten Ausdruckes „Rigenses“ und a. m. treten uns in ganz neuer Auffassung entgegen; indeß entbehren diese flott vorgeführten und daher überraschenden Hypothesen vielfach der genügenden Stützen und lassen den Mangel einer Widerlegung bereits geäußelter Ansichten empfinden.

Bergegenwärtigen wir uns zunächst die Hauptmomente der Entwicklung des städtischen Lebens nach Bulmerincq. Die rigischen Bürger bildeten weder eine Landgemeinde noch eine Markgenossenschaft. Der Herr des Marktplatzes war der Bischof, der durch den von ihm ernannten Advocatus das Gericht hegen ließ; also auf dem Marktplatze übte die Polizei der Advocatus, der Vogt des Bischofs, aus; ihm zur Seite standen gewiß schon recht früh zwei seniores de Riga, die aus der Mitte der Bürgerschaft gewählt wurden und darauf zu achten hatten, daß das den Bürgern verliehene Recht nicht verletzt werde. Die hier angesiedelten Kaufleute und Gewerbetreibenden bildeten eine Kaufmannsgilde, die sich auch burgenses in Riga manentium nennen und an den zahlreichen Kämpfen zum Schutze der Colonie theilnahmen. Da tritt ein verhängnißvoller Wechsel ein, als König Waldemar auch die von den Deutschen im fernen Osten gewonnenen Gebiete an der Düna und im Estenlande in den Kreis seiner ehrgeizigen Pläne zieht. In dem Ringen der Dänen und Deutschen um die Vorherrschaft am baltischen Meer gewinnt dem Anschein nach König Waldemar die Oberhand. Durch das Verschließen des Hafens von Lübeck, des Ausgangspunktes der Pilgerfahrten aus Deutschland nach Livland, war Alberts Existenz als Landesherr und Bischof aufs Aeußerste bedroht; er verzichtet auf die Rechte des ersteren, um in der Stellung des letzteren sich zu behaupten. Die deutsche Sache in Estland und Livland gab er Preis. Dem gegenüber berührt sympathisch die Haltung der Rigenfer. Als der dänische Ritter Godechalculus, als Abgesandter des Königs Waldemar, nach Riga kommt, um die Vogtei, also die Herrenrechte, die Albert seinem Könige überlassen, an sich zu nehmen, da erheben sich dagegen die Deutschen in Riga. „In Rigas stolzem Bürgerfinn fand König Waldemar den ersten nachhaltigen Widerstand“. Die Rigaer zwangen den Ritter Godechalculus unverrichteter Sache zur Rückkehr. Eine dänische Herrschaft über Riga kam auch nicht einmal zeitweilig zu Stande. Mochte Waldemar auch Nachgedanken hegen, sie kamen nicht zur Ausführung; sein jäher Sturz zerstörte alle seine ehrfüchtigen Pläne.

In der Zeit nach Abtretung der Herrenrechte über Riga von Seiten Alberts tritt Riga für die deutsche Sache, die vom Bischof und dem Orden schlecht vertreten wird, ein. Die rigischen Bürger schließen einen Bund mit den Liven, Letten und deutschen Kaufleuten gegen fremde Uebergriffe zur Behauptung ihres Rechtes und ihres Wesens. Sie, die sie keinen Herrn mehr über sich haben, wählen sich den Bogt selbst; ihre seniores bilden jetzt den Rath der Stadt. 1221/22 erweitert sich die Kaufmannsgilde zur Bürgerschaft oder aber ihre Rechte gehen auf die gesammte Bürgerschaft über, die auch das alte Siegel mit der Umschrift S. burgen-sium in Riga manentium annehmen. Die Zustände die sich nach 1221, also nach dem Aufstande der Rigenser, ausgebildet hatten, werden von dem Vertreter des Papstes Bischof Wilhelm v. Modena, der 1225 in's Land kam, sanktionirt. Wir haben in großen Zügen die Ausbildung der ältesten Verfassung Rigas nach der interessanten Untersuchung Bulmerincqs skizzirt.

Als werthvolle Resultate der Bulmerincqschen Untersuchung, die auch zu den Hauptmomenten seiner Arbeit gehören, bezeichne ich folgende:

1) Die präcise Darlegung des zielbewußten Strebens der Deutschen zur Begründung einer Colonie an der Düna.

2) Die Neußerungen bezüglich alles dessen, was sich auf die Begründung des Marktes und Verleihung des Marktrechts als Vorbedingung zur Ausbildung des städtischen Lebens bezieht.

3) Die Neußerungen über das Verhältniß des Schwertbrüderordens zum Bischof.

4) Die Durchführung der Idee von dem Hervorgehen der ständischen Verfassung aus einer Gilde.

5) Der Nachweis einer früheren Begründung des Rathes vor 1225.

Für die Erklärung der Ausbildung unseres städtischen Ständewesens ist die Gildenfrage ein hochwichtiger Gegenstand, und Bulmerincq hat sich derselben nicht ohne Geschick bemächtigt, wenngleich ich in manchen Stücken von ihm abweiche.

Die Idee, daß aus einer Gilde die Faktoren der Verfassung Rigas hervorgegangen seien, halte ich für durchaus richtig, und ich habe dieselbe auch wiederholt ausgesprochen.¹⁾ — Auch diese meine Ansicht ist Bulmerincq nicht bekannt geworden, und ebenso läßt er unberücksichtigt, was Hegel über

¹⁾ C. Mettig, Zur Geschichte des Rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert. S. 9. Derf., Ueber den ältesten Schragen der kleinen Gilde zu Riga. Rigasches Stadtblatt 1893, Nr. 24.

die älteste Gilde in Riga sagt. Das Urtheil, das Vulmerincq über Hegel fällt, ist in seiner Allgemeinheit nicht zutreffend. Hegels Ansichten, beruhend auf den Forschungen von Hassé und Pappenheim, über die Beeinflussung der ältesten revalschen und rigischen Gilden durch dänische Verhältnisse sind keineswegs eine Wiederholung irriger Urtheile baltischer Forscher, sondern so gut wie neu und durchaus beachtenswerth, besonders wenn es gilt, sich eine Vorstellung von den ältesten Gildenverbänden bei Beginn des städtischen Lebens zu machen.

Die älteste Gilde Rigas, die Brüderschaft des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit, ist nach dem Muster der dänischen Schutzgilden gebildet, deren älteste Statuten auf die Satzungen zu Skanör vom Jahre 1256 zurückgeführt werden. Die deutsche Abfassung des Schragens der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit geschah am 18. November 1252, also liegt uns hier in der deutschen Uebertragung ein älteres Dokument vor als die älteste Aufzeichnung der dänischen Schutzgilden. In der Einleitung zum Schragen der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit heißt es aber nun, daß nachfolgende am 18. November 1252 verfaßten Statuten die Uebersetzung einer lateinischen Vorlage bildeten, woraus hervorgeht, daß die nach Riga gebrachten Statuten der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit ein noch weit höheres Alter besessen haben.

Schon der Umstand, daß die Vorlage des Schragens von 1252 in lateinischer Sprache verfaßt gewesen ist, rechtfertigt die Annahme, daß die Ansiedler an der Düna gar bald nach der Gründung die Vorschriften für eine Gilde, ich möchte sagen, aus den Händen der Geistlichkeit erhalten haben. Inmitten einer feindlichen, fremdländischen, heidnischen Bevölkerung war die Bildung einer Schutzgilde mehr eine Nothwendigkeit als eine Nachahmung westländischer Verhältnisse. Zur Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit gehörten, wie aus den Statuten hervorgeht, Kaufleute und Gewerbetreibende (vergleiche meine Arbeit über die Rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert), also alle, die hier am Markt sich niedergelassen hatten. Die Motive zur Bildung der Gilde und zwar einer Schutzgilde liegen offen dar: Sowohl die Nothwendigkeit der Abwehr gemeinsamer Gefahr, der Linderung der Noth des Einzelnen, als auch die Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse, mußten die Menschen jener Zeit zu einem Verbande führen, der ihnen die ersten Bedingungen ihrer Existenz gewährte. — Die prävalirenden Elemente in solch einem Verbande, den wir

eine Schutzgilde nennen, waren der Natur der Sachlage entsprechend, hier Kaufleute. Dennoch scheint es uns nicht erlaubt die Gilde der ersten Ansiedler eine Gilde der Kaufleute, gestiftet zur Förderung des Handels und des Verkehrs, zu nennen. Gewiß lagen diese Dinge allen Ansiedlern auch am Herzen; ihre Förderung war aber zunächst Sache des Herrn des Marktplazes.

In erster Linie kam für das kleine Häuflein der deutschen Ansiedler, die sich hier zu einer Gilde zusammenthaten, wenn auch die Aussicht auf Erwerb und Gewinn sie hierher geführt hatte, die Pflege ihrer Interna in Betracht, das waren, wie schon oben bemerkt: Seelenheil, Schutz der Person, brüderliches Zusammenhalten und Geselligkeit.

Die Kaufleute verdankten ihre dominirende Stellung der größeren Wohlhabenheit und der durch Reisen erworbenen Geschäftskennntniß. Aus ihrer Mitte mußten somit die Leiter der Gilde, des Gemeinwesens, die Senores und später die Rathsherren hervorgehen.

Aus der Gilde des heiligen Kreuzes bildeten sich dann im 14. Jahrhundert die beiden Hauptfactoren des städtischen Lebens in Riga: die große und die kleine Gilde. Im Jahre 1352 erhielt der Verband der Handwerker, der sich aus der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit, wie ich vermuthete,¹⁾ abtrennte, einen eigenen Schragen. 1354 schieden die Kaufleute aus. Der Schragen der Kaufleute von 1354 läßt deutliche Spuren der Abhängigkeit von den Statuten der Gilde des heiligen Kreuzes und der heiligen Dreifaltigkeit erkennen.²⁾ Das Vorhandensein anderer Gilden, über deren frühe Existenz wir Kunde haben, stört durchaus nicht meine Annahme. Es war keineswegs gegen den Geist der Zeit, wenn Mitglieder der einen Gilde zugleich auch anderen Gilden angehörten.

Meine Hypothese, daß in einer Schutzgilde die ersten Ansiedler an der Düna, Kaufleute und Handwerker, vereinigt gewesen seien und daß diese Gilde als Grundlage des ständischen Wesens gedient habe, weicht nicht wesentlich von der Annahme Bulmerincqs ab. Für meine Ansicht indes spricht der Umstand, daß sie bestimmte Anhaltspunkte besitzt, während Bulmerincqs Hypothese einer festen Basis entbehrt.

1) Rigasche Stadtblätter 1893. Nr. 24.

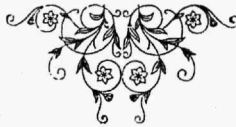
2) C. Mettig. Zur Geschichte der Rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrhundert. S. 9.

Trotz der gemachten Ausstellungen stehe ich nicht an zu wiederholen, daß Bulmerincq mit seiner Arbeit einen werthvollen Beitrag zur livländischen Geschichtsliteratur geliefert hat und sehe mit Spannung der in Aussicht gestellten Fortsetzung seiner Studien über die Stellung des rigischen Rathes im 13. Jahrhundert entgegen.

G. Mettig.

Von der Redaction.

Das soeben in St. Petersburg herausgegebene „Lebensbild von Gerhardt von Neutern“ (als Manuscript gedruckt zur 100jährigen Gedächtnißfeier seines Geburtstages) wird mit freundlichst ertheilter Genehmigung des Herrn Verfassers, des Geheimraths Basil von Neutern, im nächsten Heft der „Baltischen Monatschrift“ zu erscheinen beginnen.



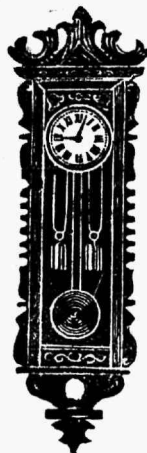
Herausgeber: Arnold v. Tidebühl.

Redacteur: N. Carlberg.

Adalb. G. Berg,

Riga, Scheunenstr. № 18,

empfehl't in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen:



Taschenuhren

[6]-3.

in Gold-, Silber-, Nickel- u. oxydirt. Stahlgehäusen.

Ferner:

Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-,
Schwarzwälder-, Reise- u. Jahres-Uhren.

Uhrketten, Breloques

neuester Façons, in Gold, Silber, Doublé, Nickel, Talmi, Stahl,
Bronze und Seide.

Musikwerke

verbesserten Systems von 4 bis 6 Stücke spielend.

Musik - Werke

zum Drehen für Kinder, von 1 Rubel 50 Kopeken an.

Riga.
NB. Reparaturen werden unter Garantie solide und billigst ausgeführt.

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse Nr. 9, Riga,

im Hause der Sparkasse.

Paletotstoffe zu Herren-, Damen- und Kinder-Paletots.

Cheviot, Craisé, Kammgarne, Tuche und Buckskins in allen Farben, zu Pelz-
bezügen, Rotonden, Regenmänteln, Promenadenkostümen, sowie auch zu Herren-
und Knabenkostümen geeignet.

Flanelle zu Damen- und Kinder-Kleidern.

Futterflanelle und Kammgarnfutterstoffe

in grosser Auswahl.

Seiden-Peluche, Wollen-Peluche und Astrachan.

Sämmtliche Damen-Confectionen

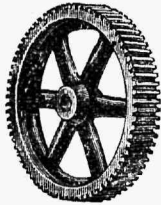
für die gegenwärtige Saison werden nach den neuesten Modellen und auf
Bestellung prompt und reell ausgeführt.

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse Nr. 9, Riga,

[6]-4.

im Hause der Sparkasse.



Maschinen
Apparate
Geräthe
Techn. Consum-Artikel
Feuerspritzen
Pumpen
Metalle etc.)

jeder Art.

Hugo Hermann Meyer,
RIGA.

Bei Neuanschaffung wäre eine Preisanfrage zu empfehlen.

[6]—4.

J. Jaksch & Co., Riga.

En gros. Feste Preise. En détail.

Porzellanmalerei u. Glas-Graviratelier.

Grösste Auswahl und Lager von

Porzellan-, Fayence u. Crystalservices,

Alfénide,

Petroleumlampen und Bronze-Beleuchtungsartikeln,

Uhren, Musikwerken u. Zubehör.

Agentur für

Spiegel-Glas, belgisches Fenster-Glas,

Mosaik-Fussböden.

[6]—4.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthsch. Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, 120 Seiten stark, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch seltene Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine vollständige Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als I. Preis die Anerkennung I. Grades, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Ar 89A
Baltische

Die Allerhöchsth bestätigte Gesellschaft von Landwirthen
des livländischen Gouvernements

in Firma:

„Selbsthilfe“

(vormals Livländ. Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse 2.

Filialen: Jurjew — Vertreter A. von Hofmann.
Pernau — Vertreter H. von Wolffeldt.

[13]-6.

Vertreterin des Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämmtlichen Meierei-Geräthen und Utensilien,
wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen,
Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

Vertreterin der renommirten Firma

Ruston Proctor & Co. in Lincoln

für

Locomobilen und Dampf Dreschmaschinen.

Niederlage von sämmtl. landwirthschaftl. Maschinen,

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Säemaschinen, Mähmaschinen,
Göpel Drescher, Reinigungsmaschinen etc.

Düngemittel, wie: Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomas-
schlacke.

Krafftutter, wie: Lein-, Hanf-, Sonnen- und Cocoskuchen, Weizenkleie
und Malzkeime.

Eisen, Ketten, Hufnägel und Drahtnägel.

Landwirthsch. Sämereien: wie: Rothklee, Thimoty, Bastard-
klee und sämmtliche Grassaaten.
Salz und Heringe.

Petroleum und Maschinenöl.

Feuerspritzen und Jauchepumpen, Hanfschläuche, Lederriemen etc. etc.

An- und Verkauf von Getreide und Saaten.